

# VEROBALAR

Illustrirte Damen-Zeitung.

Die nächste Nummer (3) erscheint in 14 Tagen. Da der „Bazar“ vierteljährlich nur 12mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.

## Hans ohne Herz.

Eine Geschichte von August Silberstein.

### I. Im Nebel und im Lichte.

„Hallo! Macht ein wenig! das Fenster auf!“ rief ein kurzer, stämmiger Mann, der mit einem grauen, grünverzierten Ledenvock, mit einem feuerrothen, lose geschlungenen Halstuche und einem bis zur Ueberladung von Gamsbart, Schildhahnfeder und Bergblumen überragten Hute geschmückt war, in die wol weißgetünchte aber stark verräucherte Stube des Dorfwirthshauses hinein, deren braune Thüre er eben geöffnet hatte, um vollends einzutreten.

„Oder soll ich ein Messer herausnehmen und ein Loch in den Rauch schneiden?“ fuhr er, zwischen Thür und Angel an der Schwelle bleibend, fort. „Ist kein Holzknecht mit einer Hacke da, oder kein Steinbrecher mit Sprengpulver? Die thäten besser durchkommen! Puh!“ blies, hustete, schnaubte die kurze Gestalt in den allerdings dichten, schweren Tabaksdampf hinein, durch welchen die Lampenflamme mehr roth als gelb schien und, weil sie schwer durchzudringen vermochte, die Versammelten wahrhaftig sehr nebelhaft erscheinen ließ.

„Der Tobi!“ (Tobias) hieß es rasch aus dem Munde mehrerer der anwesenden Bauern und Burschen.

Und der Ankömmling stampfte nun sogar mit den schweren Schuhen der strammkurzen Beine, er röchelte vernehmbar, zum allgemeinen Ergötzen, wozu ihm allerdings ein sogenannter „Senkling“, ein Kropf an der Halsseite, sehr half. Das Recht jedoch, in diesem Raume etwas Besonderes, geradezu frische Luft von der Tischgesellschaft zu verlangen, gab ihm eine Zither, deren braune Platte und stramme Seiten halb aus dem Nocke vorne blinkten, wo sie ein an die Brust gedrückter Arm Tobi's festhielt.

„Haha! Du Hallodri! (Schelm) hast nur gleich Durst... das ist's... sag's

... da hast und trink' und feucht' Dir Deinen Blasbalg ein!“ sagte Einer der Tischgesellschaft, welcher der Ecke zunächst saß, und reichte ihm das Glas.

„Mit Deinem Ein-Flug' siehst für Zwei,“ rief ein Anderer herzu. „Und deswegen glaubst, es ist doppelt, was Du schaust!“

Das gereichte Glas verblieb ein Weilchen am Munde Tobi's, hob sich während des Trinkens mehr und verdeckte

so ein gut Theil seines Gesichtes, erst als er es wieder senkte, bemerkte man, daß Tobi's eine Augenhöhle tief eingefunken, das Lid in derselben geschlossen war, dagegen daß das andere Auge desto blinkender und rastloser.

Ein Bursche erhob sich wirklich dienstbereit vom Tische, ging an das Fenster und öffnete einen Flügel, in dessen Richtung sich sogleich ein förmlicher Wollenzug wogend in Bewegung setzte.

„Brrr! Puh!“ röchelte, schnaubte Tobi noch fortwährend, zum allgemeinen Späße, während man ihm durch Zusammenrücken bereitwillig am Tische Platz machte.

„Glaubt's noch immer,“ sprach er lächelnd, „es ist Winter, derweil der Schnee doch nur mehr auf den hohen Spitzen liegt? Es ist Auswärts (Frühling) allbereits, es lantz (lenzet) schon überall, und wenn mich der Guckuck mit holt, weil ich lüg', hab ich schon einen schreien gehört. Die Amsel hat voraus geschlagen. So! ...“ Und nun ahmte er den Amselruf kühnend ein Weilchen nach. Bevor die Freude darüber sich äußern konnte, sagte er: „Und der Guckuck hat gleich darauf geweint...“ Und dazu rief er mit täuschender Vogelstimme mehrmals „Guckuck“, als wär er ein solcher Schwarzbe-ziederter im Walde.

Alle lachten.

„Hab' geschwind in den Sack gegriffen, ob ich Geld drin hab... Ihr wißt, daß man so thun soll... war kein's da... kann leicht nit mehr werden!“

Das Lachen wahrte fort, er mußte seine letzten Worte schon durch das Schallen desselben drängen, die Ruhigsten der Zuhörer schmunzelten wenigstens über die abwechslungsreiche lustige Beweglichkeit Tobi's.

Er mußte freilich damit sein Brod verdienen. Es war ihm derlei nicht vorgesungen in der Wiege, war aber doch so gekommen, und heutzutage machte er, möglichst frischlebig, aus dem üblen Spiele das Beste.

Die ganze Gesellschaft, so zahlreich sie war und so mannichfach ihre sehr



Stift. Nach dem Gemälde von Franz Defregger.

Hierzu Colorirtes Stahlstich-Maskenbild.



unterschiedlichen Gestalten sich zeigten, die den langen vier-eckigen Tisch besetzt hielten, war munter, rückte, rührte sich, schien an Tobi's Anwesenheit, seinem Thun, seiner heitern Unruhe Theil zu nehmen, ja an der erfreulichen Hoffnung, daß seine Zither, die er vorläufig noch mit künstlerischer Zurückhaltung und Sprödigkeit barg, so wenig stumm bleiben werde, wie sein Mund.

Nur Einer saß aufrecht, stramm, mit einem Unterarm auf den Tisch gestützt, mit der anderen Hand eine prächtige Pfeife aus Maserholz haltend, die wie landesüblich aus Maserholz geschnitten, aber nicht mit trübem Metall, sondern mit hellblindevendem Silber-Deckel und Reif verziert war. Ein hoher, aufrechter Mensch. Breitbrüstig, blondkopfig, helläugig, gutmüthig darsiehend, wenigstens nicht böse und nicht ganz theilnahmslos, aber mit stämmiger Ruhe in der allgemeinen Beweglichkeit, als wäre er der sichere Halt, der Pflock am Ufer, an welchem das Schiff der Gesellschaft trotz schaukelnder Wellen festlag.

Die Anderen redeten im Gewirre durcheinander, riefen den Tobi an; man ging zu seinem Plaze und kam wieder, ihm zuzutrinken, ihn zum Aufspielen zu ermuntern; der Eine blieb unbeweglich, und nur seine Augen nahmen Theil.

„Daß mich die Alten gern hören werden, das weiß ich,“ sagte Tobi, „denn denen wird nur zu viel daheim vorgebrummt, und sie hören gern wieder was Anderes als Brummeisen und Maultrommel; aber die Burschen sind jetzt schon den ganzen Tag auf'm Feld und hören die Lercherl pfeifen, da ist so ein Teufel, so ein kropfiger Trommelhans, wie ich bin, der Unmüthig!“

„Hoho!“ rief nun der Aufrechte, Hochragende, hörbar durch die Stimmen der andern hindurch, und der Tobi wendete sogleich sein scharfes Einauge nach ihm.

„Ja, wenn ich wüßte, daß vom Dorf die Dirnl kämen und zuhören und dreinlachen, daß den Burschen das Herz aufgeht, so wär's was Besonderes für einen Wochentag, aber die müssen hübsch daheim hocken; kommen höchstens die Weiber und die harben (herben) zumeist, schimpfen über's Ausbleiben und greinen, ob wir heut' Kiritag (Kirchtag) haben — da ist dann der Tanz fertig!“

Mehrere blieben still, griffen verlegen nach den Gläsern, Andere jedoch und zumeist Burschen, ermunterten den Tobi weiter; der Eine mit der Maserpfeife nahm diese vom Munde und sagte, ohne sich dabei zu rühren: „Was kümmern Dich die Weiber!“

„Als ob wir nit Alle von den Weibern herkämen!“ rief Tobi auf und erzielte damit ein überraschend allgemeines Lachen. Und er fuhr fort, als Lustigmacher:

„Bussen und herzen,  
Das is' ja kein Sünd —  
Hat mir's mein' Mutter g'lern't  
Als ein klein's Kind!“

Kaum mit dem Singen zu Ende, fügte er redend hinzu: „Daher haben wir's Alle, und was man in der Jugend lern't, das kann man recht im Alter!“

Freudige Zustimmung folgte allseits, und das dem Tobi gebrachte Glas setzte dieser zur jetzt notwendig gewordenen Erfrischung herzhafte an.

„Du freilich nit!“ fuhr er nun fort, zu dem gewendet, welcher ihn früher angesprochen: „Du gehst am Sonntag nit zu dem vordern Hauptaltar — so sagen sie — weil die heilige Kethburga dort dabei. Du magst kein Frauenzimmer sehen.“

Jetzt wendeten sich viele Gesichter nach dem so Angeredeten. Und sie sahen ihn genau an, den Burschen mit den geschlichteten, feinsblonden, glänzenden Haaren, über denen eine buntgestreifte Zipselmütze saß, die ihr Gehänge tief hinabsenkte auf die schwarze Sammetjacke, welche an jeder Seite mit einer Reihe blanker Münzknöpfe verziert war. Das etwas feiste Gesicht, unter dem ein sanftes Doppelkinn sich etwas auswölkte, war frischfärbig angehaucht und glatt, nur auf der Oberlippe saß ein zartes Schnurrbärtchen, dessen einzelne blonde Haare schier schimmerten. Manchem aufmerksamen und wol auch neidigen Burschen entgingen zugleich nicht die schwarzen strammen Sammetbeinkleider und ebenso wenig die zum Knie reichenden Rohrstiefel, welche den Anzug dieses offenbar vom Glück Begünstigten vollendeten.

„Denkst, ich soll's machen wie Du,“ sagte er dem Tobi entgegen, „der Du durch kein Dorf bei Tag gehen kannst, ohne daß Dir Etwas nachremmen, denen Du das Heirathen versprochen hast.“

„Ich? Hans, da hast weit gefehlt! Ich hab mein Lebtag Keiner das Heirathen versprochen,“ sagte Tobi plötzlich mit ganz verändertem Tone, welcher gar nicht zum Lustigmachen taugte. „Bin gar nit dazu kommen. Heut' ist ein Namensstag, der mich angeht, und da hab ich mir gradewegs die Lustigkeit antrinken und selbst anspielen wollen; jetzt erinnert Ihr mich Alle und gerade Du an die vergangenen Zeiten.“

Er hielt ein Weilschen inne und griff sich, wie unwillkürlich, an das todte Auge, fuhr mit der Hand über die tiefe, leere Augenhöhle an die Stirne.

„Vielleicht wirst traurig,“ sagte der Eggenberger, ein

älter, hagerer Mann, dessen kurze, starre Haare grau-gemengt waren. „Das taugt gerade, wo Du uns durch die frische Nachtlust so kühl gemacht hast.“

„Ein Musikant muß lustig sein!“ rief ein Bauer, „für was ist er denn da? Alleweil lustig!“

„Alleweil lustig?“ sagte Tobi fest und ernst, und sein „Senkel“, den die Lebensweise erst recht zum Vorschein gebracht hatte, wogte. „Alleweil? Und der Mensch? Und das Herz?“ Während er innehielt, ging sein einziges Auge lebhaft im Kreise umher. Endlich blieb der Blick haften. „Herz haben freilich nit Alle,“ sagte Tobi wieder, und dabei sah er Hans an. Hans, den Bühlofer, den Erben des hie-mit genannten großen Hofes oder Bauerngutes.

„Ja,“ sagte der vom Bühlofer ruhig, „wie ist's denn gekommen mit Dir?“ Aller Augen hatten sich, ohne daß es Hans merkte, nach ihm gewendet. „Weil Du schon gerade dabei bist, erzähl die Geschichte!“

„Erzählen!“ — „Spielen!“ — „Erzählen!“ — „Tanz aufspielen!“ — „Lieder singen!“

So rief es nun durcheinander, und die Gegner suchten sich zu überschreien.

Tobi konnte thun, wie er wollte. Der Friedl vom Bachgraben-Gütl' zog die Zither, da er in der Nähe Tobi's saß, ganz hervor, legte sie auf den Tisch, und als er die Hand wegzog, fuhr er unwillkürlich über die Saiten; sie gaben einen lauten Klang und tönten aus.

Man meinte, der Tobi werde nun mit der kundigen Hand zum Spielen in die Saiten greifen, und es wurde still.

Der Tobi ließ die Zither ruhig liegen.

Hans sah ihn noch immer fragend an.

Die drei Augen senkten ihre Strahlen gerade jetzt merk-würdig ineinander, das Einauge des Tobi versing seine Blicke gerade „an diesem Namensstag“, wie er zuvor gesagt, doppelt feurig und tief in denen des Andern.

Nach einem kurzen Einhalten mit der Sprache, während welcher ihm der Athem heftiger ging, sagte er, stieß er viel-mehr plötzlich hervor: „Ja, das ist eine seltsame Geschichte!“

„Laß hören!“

„Laßt sich leicht hören!“ lachte er eigenthümlich auf, „geht Einen aber schwer selber an! Ist weiter nit viel d'ran und kurz gesagt!“ meinte er nun mit raschen Worten.

„In der Niederhütte war ein Dirnl, Mirzl hat's geheißt!“

„Aha!“ riefen Mehrere auf.

„Nachts kein Getöse!“ rief Tobi auf. „Entere (euere) Mütter waren alle Dirnl, eh' s' g'heirat' haben. In der Niederhütten bei Hocheben war also d' Mirzl (Maria), im Ebnergut war ein Knecht, ein verwogener, sauberer (hübscher) Bub, und über die Niederhütten ein Viertelstündl' Weg hinaus, im Heimgütl', in der Keuschen (Hütte), der Hüttelbub war ich! Die Mirzl is' reich mit viel an'gangen, gern g'sehen hab ich sie wol, und manchmal, wenn sie den langen Waldweg von der Kirchen hätt' allein heimgehen sollen, oder einmal, vom Tanz am Sonntagabend, is' sie gerade mit mir 'gangen. Einmal hab ich in einer Richtung im Wald, um's Eck, wie einen scheuen Hirschen den Buben gesehen, aber still gelacht. Ein ander'smal, im Mondschein, fallt's mir seltsam in den Sinn, ich will doch einmal nach der Niederhütten sehen, ob dort Alles still und nit etwan Einer über's Holz zum Fensterln aufsteigt. Richtig seh ich den Barl (Bartholomäus), so hat er geheißt, heranstiegen aus dem Tann. Ich, keck und gerade aufgelegt, und eigen ins Herz ist's mir geschossen, als ob die Mirzl mein gehöret, er nur ein Knecht und ich doch ein Hüttelbub; er hat uns ja mehrmals beisammen gesehen. Ich schleich' rasch zu, steig vor ihm auf die Holzschicht an der Wand hinauf, er halt' mich an. Gerauft ist worden, kurz und gut, gerauft! Ich war wild wie ein Bär und eine Kat' zugleich, und ich krieg den langen Buben unter mit eiserne' Griff, da zieht er im Liegen ein Messer heraus und, Jesus Maria und Joseph! ...“

Tobi schrie hiebei grell auf, daß die Wände hallten und die Herzen der Hörenden erbehten.

„Mein Aug' war hin! Die Welt war blutig, ohne Mond und Sonn', finster, ich war ein Blinder!“

Tobi hob und legte die Hände über beide Augenstellen. „Was ist's Dich aber auch an'gangen ...“ sagte Hans langsam vor sich hin.

„Erst hast gar nix g'sehen?“ frug Friedl.

„Gar nit!“ antwortete der Gefragte, wie erschöpft und die Hände wieder senkend. „Gar nit! Dann haben sie mir das andere Aug doch wieder zurechtgebracht, und jetzt bin ich halt ein blinder, halbblinder Musikant!“

„Na, und der Barl-Bub?“

„Ist verschwunden,“ sagte Tobi, „in Krieg 'gangen ... Weiß Gott ... ich bin froh, daß ich nit gemeld't und daß ich nit mehr gehört hab.“

„Und wie war's mit der Mirzl dabei?“ frug Einer.

„Das Fensterl hat 'kirt, das hab' ich noch selber gehört ... dann weiß ich nit mehr!“

„Und die Mirzl nachher?“ frug ein Anderer.

„Wissen es ja eh' (ohnehin) Mehrere, sie hat weit weg geheirat.“

„Was ist Alles!“ sagte Hans. „Siehst, was ist's Dich an'gangen?“

„Angegangen? Hast Recht! Aber wenn ich nachdenk', so mein' ich g'rad, die Lieb is' mir just damals eingeschossen!“

„Und gleich ausgeschossen!“ sagte Hans mit einer Art resoluter Heiterkeit.

„Wol!“ antwortete Tobi. „Aber wenn ich denk' ... schlecht war's doch nit. So wol wie damals ein Zeitl', ein Augenblick, so keck und hochaus eine Weil, war's mir nimmer wieder! Aber das Heirathen hat's mir völlig verleid't. Gern hab ich die Dirnl schon,“ schlug er mit der Stimme plötzlich heller auf:

„Gern hab ich Dich schon  
Und um die Bussel ich bitt',  
Aber heirathen, heirathen,  
Das mag ich Dich nit!“

„Haha! schallte es von mehreren Seiten auf, und damit war das allgemeine Fröhlichsein wieder eingeleitet. Tobi griff in die Zither und spielte nun lustig darauf los.

Es klang prächtig. Es erweckte!

Tobi sang auch endlich dazu, obschon nicht ohne einiges zeitweilig begleitendes Rascheln seines Senkels. Der Anreiz des Gehörten war jedoch größer als jedes sich etwa aufdrängende Bemerken des Nebenwärtigen; es ging mit der Melodie frisch vorwärts, und der Zitherspieler sang in bester Laune:

„Bin a lustiger Bua,  
Gib dem Teufel kein Ruh,  
Und die Engel im Himmel  
Die lachen dazu!

Und a lebfrieger Bua  
Geh't den saubern Dirnl zu,  
A langweiliger Knecht  
Is' für's Strohliegen g'recht!

A frieger Bua speanzelt (liebelt)  
Und juetzt und singt,  
Und wenn ihm vor Kummer  
's Herz ah (auch) zerpringt!“

Diesem Liedchen folgte ein langes, zwischen heller Lustigkeit und tiefster Schwermuth schwebendes, wogendes Nachspiel der Zither, wie es der „Landler“ so überaus herzbe-wegend bietet.

„Geh's, Buben, singt selber!“ rief Tobi endlich auf. „Stimm's nacheinander an, ich spiel' dazu. Heut' ist's gerad z'recht!“ ermunterte er.

Und bald begann Einer:

Vom Wald bin ich süra,  
Wo b' Sunn so schön scheint,  
Und mein Schatz is' mir lieber  
Als all' meine Freund!

Als all' meine Freund  
Und als all' ihne (ihr) Geld,  
Mein Schatz is' mir lieber  
Als All's auf der Welt!

Das Singen ging nach der Reihe herum, Jeder mußte daran, wie's so Brauch ist, und Schelmenlied setzte es ab ohne Scheu und Rückhalt:

Mein Dirnl is' fortg'reist,  
Vom Woan (Weinen) bin ich blind;  
Ich kauf mir a Brillen,  
Daß ich zur Andern find'!

Oder eine andere Stimme ließ sich verlauten:

Treu bin ich, treu bleib ich,  
Mein' Treue is' g'wis,  
Nur daß sie immer  
Bei ein' andern Dirnl is'!

Da regte sich etwas am offenen Fenster. Von Allen in der Stube bemerkte es nur Einer, der Friedl. Als er aber sich erheben, hingehen und nachsehen, oder der Gesellschaft die Entdeckung „aufmächtig“ machen wollte, sah er noch rechtzeitig und deutlich einen Mädchenschopf, einen ihm besonders gut bekannten, und rasch genug legte sich auf die Lippe dort ein Finger, welcher Schweigen andeutete.

Der Bursche, ebenfalls schnell im gegenseitigen Verständnisse, rückte nur ein wenig auf dem Stuhle herum, um keine vom Tische abwendende Aufmerksamkeit zu erregen und sagte nichts. Nur zuweilen warf er verstohlen einen Blick in das Dämmerlicht des offenen Fensters hinaus, wo er bald ein Mädchengesicht und zuweilen mehr als ein einziges vorbeihuschen zu sehen oder nächst der Mauerecke des Fensters hervorlugend zu bemerken glaubte.

Mittlerweile hatte sich auch eine Thürspalte leise aufgethan, an jener braunen Thüre, welche in eine Nebenstube führte, die nur zeitweilig für Gäste nöthig war und zu anderer Zeit als eine der Wohnstuben des Wirthes in Verwendung kam.

Die Gesellschaft war so sehr vom Singen und Hören in Anspruch genommen, auch vom Trinken und dem Tabakrauchen, daß sie das Bewegen der Thüre und die Horschenden daran gar nicht bemerkte.

Nach den Schalksliedlein der Einzelnen kam die



Reihe, sich hören zu lassen, an den großen blonden Burschen, den Hans, und Tobi rief ihn entschieden an:

„Jetzt sing Du!“

Er konnte sich nicht ausschließen. Und gerade als spüre er sich nun, allen Burschen gegenüber, besonders herausgefordert, sang er, aber mit eigenthümlicher Ruhe, fest gestemmt bleibend:

Von Bergen die Wasser,  
Im Thal unt' die Brünn (Brunner),  
Es gibt gar viel Dirnl,  
Aber nit nach mein' Sinn!

Ich bin kein narrischer Bua,  
Schleich nit den Dirnl nach,  
Es sein ihrer ja g'nug (genug)  
Wie Spazier am Dach!

Um a Dirnl traurig sein,  
Das wär' mir a Schand',  
Die Welt is' a Brautgarten,  
Stehn schockweis beinand!

Jetzt hab ich kein Dirnl,  
Und brauch ach (auch) noch keins,  
Kommt aber der Kirtag  
Kauf' ich aus Marzipan eins!

Mehrere lachten. Bei einzelnen Strophen ließen sich aber auch schon Ausrufe des Widerwillens und der Verwunderung erkennen; es ärgerten sich sogar Burschen, daß gerade einer der reichsten der Gegend, zumal der reichste der Ortsgemeinde, und nicht etwa als ein ausgeschossener Grünshnabel, sondern ein reifer Bursche sich so zeige, so singe und thue, gegenüber den aufgeregten und jedenfalls theilnahmsvollen Herzen aller Andern.

Und es war wahrhaftig bekannt, daß Keine, selbst nicht die Allerhöchste der Gegend, sich seiner Gunst rühmen konnte. Er setzte einen Stolz darein, ein sogenannter „Eingeher“, Einsamer und Alleinwanderer zu sein. Und selbst wenn die Dirnen mit ihm scherzten, wenn sie ihn gelegentlich bei Zusammenkünften, beim Plaudern auf dem Kirchplatz, beim Ausgange aus der Kirche, umringten, wenn sie ihm spitze Reden oder kosende Gaben, wußte er Alles abzuwehren, sich sozusagen „abzuputzen“ und mit einer gewissen Ueberlegenheit den Regen der Worte und Blicke von sich abträufeln zu lassen, gleich dem Dache eines neuen Hauses im wirklichen Wettergusse.

Spitzreden konnten ihn nicht verwunden. Die Kraft seiner Mannhaftigkeit war erprobt, in Feld, Garten und Haus war er ein tüchtiger Arbeiter, ein frischkräftiger Schaffer; aber, aber „weiberkalt“! Die Dirnen raunten sich sogar Märlein zu, die alten Weiber, welche Töchter oder Enkelinnen oder Mündel zu vergeben hatten, ärgerten sich; besonders kluge darunter, die zu erzählen wußten, der Oberndorfer, welcher bereits drei Weiber geheirathet, sei ein Mann mit einer „weißen Leber“, sagten auch, der Hans habe ein bei der Geburt im ersten Bade „verwassert Herz“, wenn er überhaupt eines habe. Man zischelte sich bereits ein Stichwort darüber zu. Der Gemeinthe bekam es aber noch nie zu hören.

Jetzt, als das Gerede über die letztgefügten „Stanzeln“ und „Nierzeilige“ oder „Schneiderhüpfel“ auch die Einsprache gegen deren Sinn sich erhob, da brach der Tobi sein Zitherspiel plötzlich mit einem starken, mehr schrill geschlagenen als gespielten Accord ab und sagte fest: „Du hast kein Herz. Du bist der Hans ohne Herz!“

Das Wort verfiel; rasch war es in dem Munde Mehrerer, sicherlich drang es in alle Gemüther und fand da eine bleibende Stätte, einen Widerhall.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Welt im Wassertropfen.

Novelle von E. M. Vacano.

Wenn ein reisender Nebelbilder-Virtuose mit dem Sonnenmikroskope einen so und so vielmal vergrößerten Wassertropfen zeigt, dann erstaunt und erstarrt selbst der, welcher wußte, wie jedes Bläschen in der Natur sein eigenes Leben hat, ein tausendgestaltiges; und wenn sich dann die verschiedensten Formen im Tropfen regen und die Atome so lustvoll und so entseßlich eifrig hasten wie in unserer eigenen großen Menschheit, da wird Einem fast bange zu Muthe. Wenn wir sehen, wie da in dem Bläschen Welt die kunstvoll gebauten, lebensfähigsten Thiere leben und weben und ringen, wie sie einander bekämpfen, verdrängen, umschlingen und lieben und würgen, und wenn dann der Wassertropfen langsam verdunstet unter dem Mikroskope und die Thiere in unendlichen Qualen und namenlosen Schmerzen sich winden, dann überkommt uns ein Grauen vor den starren Gesetzen der Natur, die so viel Leiden gibt für ein so kurzes, kampfreiches Leben. Ach, ist doch unser so großgedachtes Leben nichts Anderes als das Leben der Infusorien im Tropfen, von denselben Gewalten bewegt und bedrängt, mit derselben Qual beendet, als ob der Schmerz des Vergehens und Ver-

blutens der einzige Zweck all unseres höchsten und liebevollsten Strebens und Webens sei. Wie eine Demuth überkommt es uns da, aber in dieser Demuth liegt keine Verzeßnung, sondern eine Anklage: Immer das Leid und die Niederlage, selbst für den edelsten, göttlichsten Kampf? ... Ist denn das Leben wirklich so groß und schön, daß wir es bezahlen müssen mit dem Schrecken des Todeskampfes, dem Verlust all unserer Siege? ...

Karl der Große, an dessen Schädel der Küster klopft, um sich ein Trinkgeld herauszuschlagen, Napoleon auf St. Helena — was ist das Alles gegen den Schmerz, den täglichen und stündlichen auf einem Sommerblatte, wo sich hundert Leben in tausend Aengsten zermartern! ...

Und was ich jetzt erzählen will, das spielt auch in einem Wassertropfen, auf einem bewegten Blatte, in einem vergessenen Erdwinkel, in einer so einsamen, verlassenem Gegend, daß man meinen möchte, es gäbe unter den Leuten dort nur die gewöhnlichsten Sorgen des Tages und ein Herz habe dort bloß zu schlagen, ohne Kampf und ohne Dual,

### 1.

In Süditalien, da, wo es schon „im Neapolitanischen“ heißt, da gibt es manchen einsamen Ort. Aber keiner liegt einsamer als der Ort Renzano in den Apenninen, über welchem Himmelhochoben auf steilstem, fast unnahbarem Felsgiebel eine sogenannte Festung klebt mit einer kleinen Garnison.

Der Ort im Thale drunten besteht aus hübschen, weißen, echt italienischen Gehöften zwischen niedrigen dichtbuschigen Bäumen. Alle diese Gehöfte sind wolgehalten, hübsch eingerichtet und sehen behaglich aus. Die Besitzer derselben sind sämmtlich Bettler, das heißt Bettler ihrem Gewerbe, ihrem Handwerke nach. Nicht Leute, welche arm sind, sondern Leute, welche die ganze schöne Jahreszeit hindurch die Gegend bis weit hinaus in die Schweiz durchwandern, wo Touristen hinkommen. In Rom, in Mailand, in Venedig, vor den großen Hotels der berühmten Schweizerausichten, an den Straßen, welche sich um liebliche Seen herumschlingen, sitzen und wandern und jammern und schmeicheln all diese krummen und verkrüppelten Leute und klagen darüber, daß sie allein unglücklich und elend seien inmitten dieser Pracht der Natur. Und Jeder wirft ihnen ein Almosen zu, der froh erstaunt durch diese Gebirgsschönheit pilgert. Diese Bettelleute ziehen dann zur Herbstzeit wieder zurück nach Renzano und wahlen im Winter als wolhabende Grundbesitzer dort. Im Sommer findet man nur Weiber und Kinder da; man wundert sich über die Abwesenheit jeden männlichen Wesens. Wem gehören all diese netten Besitzungen? Bettlern. Selbst der Ortsvorstand ist nicht daheim, dessen Haus einem Palazzo gleichsieht, in dessen Ställen das schönste Vieh steht. Er ist auf seiner Sommerreise, er bittelt vor einem Hotel am Genfer See.

Nur die letzten elenden Hütten des Ortes gehören Räubern; sie nehmen nicht so viel ein, sie bringen nicht so viel nach Hause, wenn sie überhaupt nach Hause kommen, ohne gehent zu werden. Sie sind gleichsam die Proletarier des Ortes und werden von Allen über die Achsel angesehen. Nicht, weil sie Räuber und Sünder sind, sondern weil sie arm bleiben. Sie „arbeiten“ eigentlich ehrlicher als die Andern; sie setzen ihr Leben auf's Spiel, um ihren Kindern eine kleine Freude zu machen, um ihrer Frau ein Tuch, der alten Großmutter ein kräftespennendes Elirir heimzubringen. Aber was sie bringen, ist so wenig! Sie sind gleichsam die Verstoßenen des Fleckens. Der Bettler ist der Besitzer, Würdenträger. Der Vorsteher Renzano ist am See von Genzano bekannt, um der schönen Mädchen willen, die er von seiner Strohmatte aus singt; der Besitzer der großen Seidenzucht kauft den Wagen nach, welche vom Rigi nach allen Seiten fahren; der Mann, welcher vor dem Hotel du Midi in Vevey bettelt, hat einen Antheil an einem Bankhause in Rom, und die stattliche Frau, welche in der großen Schweinezüchtereie waltet, hat einen Gatten, welcher in Pompeji erzählt, daß er all seine Habe bei der letzten Eruption des Vesuvio verloren habe. Im Winter gibt man sogar Bälle in Renzano.

Viel einsamer ist es in der Festung hoch oben auf dem Felsgiebel, die unnahbar und ohne Verkehr dort hockt, wie ein Nest voller Adler.

Dort gibt es nur Soldaten, die keinen andern Lebenszweck haben, als Soldaten zu sein. Ihre Mission besteht darin, in der Festung Garnison zu halten. Diese Festung Renzano nun ist das weltverlorenste Stückchen Erde, von keinem Reisenden besucht, von keiner Straße berührt, von keiner Neuigkeit erreicht, mit der übrigen Welt nur durch einen steilen Bergpfad verbunden.

Ueber die kleine Garnison (einige Mann, ein paar Korporale, ein, zwei Offiziere) ist ein alter Kommandant gesetzt. Die Soldaten sind ärger dran als Gefangene, denn sie sehen in die Welt hinab, die ihnen doch verschlossen bleibt, und doch sind noch junge Leute darunter.

Campù, der älteste Korporal, ist verheirathet. Seine Frau, genannt Grizza, ist eine häßliche, wildschauende, fette, braune Trasteverinerin, deren Haut glänzt, deren buschige Haare stets wirr sind. Aber sie ist allen Soldaten ein Ideal, weil sie das einzige Weib ist, dem sie näher kommen können. Und sie benützt das; alle Soldaten sind ihr Eigenthum und werden von ihr tyrannisiert.

Grizza Campù hält eine Cantine. Die Soldaten bekommen dort schwarzen Wein. Die Cantine hängt fast über den Felsen heraus, so daß selbst Mimolo, der Kater, nicht gern auf dem Dache herumklettert. Die Cantinstube ist schwarz vom Rauch und riecht stets nach Del, da in derselben gekocht wird. Unter drei Glasglocken liegen Käse, Wurst und Mandoletti. Man sieht diese Geware nur, wenn man die staubbedeckten Glashüllen aufhebt. Der Käse ist jahraus, jahrein grün und hart, die Wurst altersblaß und schwitzend, die Mandoletti staubig und alt. Es ist, als ob Campù an seinen Lieferanten in Pollano drüben schreibe: „Ich bitte um eine frische Sendung von möglichst grünem Käse, möglichst alter Mortadella und verfeinerten Mandoletti.“ Aber die Soldaten von Renzano sind an diese Kost schon gewöhnt und finden sich nirgends gemüthlicher, als in der staubflebrigen Schenkstube der Grizza. Der Molino mit den blauen Augen und dem blonden Bärtchen erinnert sich hier stets an seine gute Bathin Teresa in Trevi, bei welcher es gerade ebenso klebte. Er ist dafür auch der Liebling der Grizza und wird nie aus den Glasglocken, sondern stets aus dem ödüstigen Wandschranke gespeist. Die Soldaten kommen oft nur herein, um sich auf die harten Bänke zu legen und sich einzubilden, sie seien zu Hause, denn der bunte, schlumpige Kittel Grizza's legt her und hin und es teift eine Frauenstimme. Die Jose der Frau Kommandantin kommt manchmal her, um zu klatschen. Sie ist eine mürrische Person ohne Zähne und man sagt ihr nach, daß sie sich hier oben nur verborgen halte, weil sie einen Gatten habe, der ihr nach dem Leben trachte. Sie ist stets grün gekleidet, „damit der Mann sie von den Gebüschen nicht unterscheiden könne, wenn er zufällig hierhergeriethe ...“, sagt die Garnison. Die Grizza dagegen trägt stets einen rothen Kittel, nie ein anderes Leibchen als das Hemd, und stets eine „vergoldete“ lange Nadel in den Flechten, welche bei jeder Bewegung blitzt, so daß es aussieht, als trage Grizza selbst am sonnenhellsten Tage auf dem Kopfe ein Gewitter. Schön ist's in diesem Felsenestchen; die Sterne scheinen so nahe, zum Greifen fast, und aus jeder Mauerritze wuchert staubiges Grün und rankt sich tief über die Felsen hinab. Im Garten des Kommandanten, da wuchern die Rosen, weiße, große sizilianische Rosen, die gegen Abend die ganze Festung in einen Dunstebel tauchen. Dann wird den jungen Soldaten weh um's Herz. Manchmal sieht man zwei nebeneinander auf der Festungsmauer sitzen und nach den Rosen hinübersehen, einander bei der Hand haltend.

Das Haus des Kommandanten liegt ganz vom Garten umgeben, nur auf der Südseite führen die Fenster jäh in die Tiefe hinab, und wenn man sich hinausneigt, sieht man tief, tief unten, winzig klein, Renzano zwischen den Büschen zerstreut wie eine zertrümmerte Salatschüssel.

Die Kanzlei des Kommandanten ist unter dem Flur, klein, gewölbt und tintenbespritzt. Auf den Kästen stehen staubige Aktenstöße, festverschürzt, als sollten sie nie wieder geöffnet werden vor dem jüngsten Tage. Der Kommandant selber, Conte Manfredi Ortolani, ist ein alter Mann mit schneeweißem Haar und einem schönen, feinen Gesichte. Er hat eine Adlernase, einen vornehmen Mund, scharfe, gebietende Augen. Er hält sich stramm trotz seiner 60 Jahre. Er ist hager und die Uniform wirft Falten. Beim Gehen zieht er den rechten Fuß etwas nach. Er war früher stets im Felde oder auf geräuschvollen Posten gewesen und hatte als Soldatenkind stets nur seinem Dienste gelebt. In den Garibaldi-Unruhen am Fuße verwundet, mußte er eine lange Zeit ruhen. Er machte da eine Tour in die Welt: in die Schweiz, nach Savoyen. Als er zurückkehrte, wollte er doch nicht müßig bleiben und nahm als Sinecure die Stelle eines „Kommandanten“ über Renzano an, damit er wenigstens sich einbilden könne, daß er noch immer dem Vaterlande diene. Er war streng im Dienst und sprach mit feinen Untergebenen selbst in der heißesten Siesta-Stunde stets nur stramm, ernst, ohne Lächeln unter dem weißen Schnurrbarte.

Vor einem Jahre erst hatte er von seiner Urlaubsreise eine junge, schöne Gattin mitgebracht, Ada — die Tochter eines Baron Marchi, wie es hieß. Man hatte nie erfahren, daß Conte Ortolani verliebt gewesen sei, er, mit seinen weißen Haaren, seinem finstern Gesichte, seinem Eifer für den Dienst. Und nun hatte er sich sogar verheirathet! Und an seiner Seite lebte eine schöne junge Frau unter der Aegide einer dünnen, alten, Opernarien singenden Signora, der Cecca Panuzzi, Wittve eines Kapitäns, die mit dem Ehepaare gekommen war.

Ada Ortolani war ein reisendes Geschöpf, fast noch ein Kind. Sie hatte dunkelwimperte Augen und hellblondes Haar, das ihr in zwei langen Zöpfen bis auf den Saum des Kleides herabfiel. Ihre Züge waren süß, rein, sanft, freundlich und von bezaubernder Schönheit.



Die Garnison sah die Gattin ihres Kommandanten nur von Weitem. Sie liebte es, im Garten zu promeniren und auf dem Altane zu sitzen, von welchem aus man über ein endloses Meer von Licht- und Schattenbildern blicken konnte, in die weiteste Ferne, die so süß verschleiert war wie ein verborgenes Glück. An ihrem Gatten hing die junge Frau mit anbetender Liebe. Ihr sah man nur wol in seiner Nähe, sie schmiegte sich an ihn so vertrauensvoll und blickte zu ihm auf, wie zu einem höhern Wesen. Das war wol seltsam von einem so jungen Geschöpfe, aber es war so schön und wob einen solchen Schimmer von Heiligkeit um die junge Frau!

Signora Cecca Panuzzi, die Kapitänswittve und jetzige Gesellschafterin Uda's, war eine komische Gestalt; dürr und lang, die echte Venezianerin, gelb wie eine Pomeranze, das schwarze Haar gepudert, damit man nicht merke, daß es eigentlich schon weiß werde. Ihre Mantille war stets mit der jüngsten Rosentnospe festgesteckt, und den ganzen Tag sang sie am Piano Opernarien mit dünner, heftiger Stimme; hatte sie doch der selbige capitano vom teatro Polcinaccio in dem Neste Cucumere weggeheiratet. Natürlich war Signora Cecca Panuzzi „Künstlerin“ durch und durch und einzige Schülerin des unsterblichen Rossini. Wenn sie nicht sang, aß sie Salat, jenen Salat, den nur die heißhungrige Italienerin zu mischen versteht, welcher aus allen möglichen Fleischsorten, Fischsorten, Eiern, Hülsenfrüchten und Gemüse, Essig, Del, Mustarda und Obst besteht und von dem Signora Cecca doch nur ätherisch und seufzend sagte: „Ich lebe fast nur von Insalata!“

Da das Herz einer gebildeten Frau sich stets an ein anderes Herz anschließen muß, so hatte Signora Cecca den kleinen, dicken, rothen Lieutenant Renzo unter ihre Protection genommen, einen jener fetten, beweglichen, beschränkten, schwachhaften jungen Italiener, welche nur von sich selber reden. Renzo war dankbar, in Signora Cecca ein gleichverehelichtes Herz gefunden zu haben.

Dies war aber auch die ganze Welt ein Fort von Renzano. Eine Welt, die sich immer gleich blieb.

Eines schönen Tages aber kam ein neues Element in diese Welt.

Der alte Kommandant hatte einen Neffen, den Sohn seiner Schwester, welche einen deutschen Maler Namens Ehrlach geheiratet hatte. Der verwaiste Knabe war von seinem Oheim in ein Institut für Ingenieure in Rom gegeben worden. Eben hatte Otto Ehrlach seine Studien beendet, seine Prüfungen abgelegt und seine Grade erreicht. Was war nun natürlicher, als daß er sich, ehe er ins praktische Leben trat, eine Zeitlang in einem längst entbehrten Heim, in einer stets entbehrten Muße bei seinem Oheim, dem Kommandanten des Forts Renzano erholte?

Es war ein prächtiger Sommermorgen. Das Land ringsum lag wie ein Meer von Rosen da, von lichten Schleiern überwallt. Um das Fort weht die frohe, reine Frühluft. Da kam der junge Mann den gewundenen Felsenweg herauf, ein Reisetoffchen auf dem Rücken.

Ottone Ehrlach war ein prächtiger junger Mann. Sein dichtes, dunkles Haar reichte ihm fast bis zu den Augenbrauen herein; seine großen, träumerischen braunen Augen sprachen von reinstem Herzensgüte. Der matte, bronzefarbene Teint, die rechenhafte und doch jugendlich anmuthige Gestalt, das dunkle Bärtchen machten aus dem Jüngling einen Mann, und ließen im Manne den Jüngling erscheinen.

Die junge Gattin des Kommandanten stand in einem strohfarbigen Morgenkleide zwischen den thauglitzernden Rosen des Gartens, als der junge Mann in denselben trat und auf dem Kieswege dem Hause des Kommandanten zuschritt.

Sie standen einander plötzlich gegenüber und schauten einander an, groß, scheu, fragend. Ein Frühwind-Hauch strich über die riesigen, voll erblühten weißen Rosen und sprühte einen Schauer von Thau vor sich hin, als wären es Thränen.

2.

Beim Frühstück im Kommandantenhause war es lebhafter als sonst. Der neue Ankömmling war wie ein erfrischender Hauch aus der Welt draußen. Der alte Kommandant war sehr freundlich mit seinem Neffen, ohne aber den militärischen Ernst abzulegen, den er gegen Jüngere stets behauptete. Er sprach mit ihm über seine Studien, seine Pläne. Uda Ortolani war freundlich und sanft wie immer, aber seltsam scheu. Sie schaute nur manchmal auf ihren Gatten, und dann kam es wie Sonnenschein und Bärtlichkeit in ihren Blick. Ottone Ehrlach war nicht nur ein wahrhaft schöner, sondern auch ein ernster und bescheidener junger Mann.

Signora Cecca war in ihrer Glorie. Sie hatte einen neuen Zuhörer! Sie fragte ihn, ob er Rossini oder den süßen Bellini vorziehe, während sie Unmassen von der Frühstückskost verschlang, wobei sie fortwährend versicherte, sie esse für gewöhnlich nur „Salat“, wie ein Vögelin; heute aber wolle sie eine Ausnahme machen. Sie hatte ihre Mantille mit

einem ganzen Flor von Rosentnospen befestigt und ihr gelber Hals schien sich auseinander schieben zu können, wie ein Fernrohr. Gegen Ende des Frühstücks verlor der alte Kommandant etwas von seinem militärischen Ernste und schien sich behaglicher zu fühlen und sagte endlich fröhlich: „Höre, Ottone, Du bist ein sehr angenehmer, bescheidener junger Mann geworden; Du gefällst mir sehr. Aber bist Du immer so träumerisch? Du scheinst ja fast scheu. Jetzt, wo Du Deine Prüfungen so glanzvoll bestanden hast, wo Dir die Welt offen steht. Du mußt uns Einsiedler hier ein wenig aufmischen, uns recht viel von Rom erzählen.“

„Von Rom? Ich sah es meist nur von meinem Stübchen im Institute aus,“ sagte Ottone mit seinem hellen Lächeln. „Ich mußte viel lernen, zio caro, um Dir doch zu vergelten, was Du an mir gethan.“ Er sagte das mit einem Herzensstone und seine braunen, kühnen Augen trübten sich mit dem Glanze dankbarer Thränen. Er sagte dabei die Hand des alten Kommandanten. Und der sah nun zwischen seiner Frau und seinem Neffen wie gefangen, denn Uda pflegte die Hand ihres alten Gatten gern in der ihrigen zu halten. Der weißhaarige, dunkelgebräunte Soldat war ganz vergnügt.

„Unsinn!“ sagte er in seiner militärisch rauhen Weise. „Ist ja Alles nicht der Rede werth!“ Sein Neffe aber ließ die Hand nicht los, als wolle er sich an denselben festhalten und sich emporretten lassen aus den Tiefen eines süßen Traumes, in dem er zu versinken drohte.

„Aber die Oper werden Sie doch gehört haben in der Argentina?“ plauderte Signora Cecca, wobei sie die letzten Eßvorräthe verschwinden ließ, wie um sich zu trösten, daß sie nicht Salat „nippen“ könne. „Die Oper in Rom ist eigentlich schrecklich theuer für uns Damen, die wir doch nur in eine Loge gehen können. Und die Fosca, sie singt doch noch da? Ist eine gar so plumpe Gestalt! Als Traviata ist sie der reine Sack. Und ihr Gesang ist so dick wie sie selber! Ich bin noch aus der Grisi-Zeit,“ fuhr sie fort, „doch ich hörte als Kind die Grisi noch als Norma,“ verbesserte sie sich. „Aber da war sie schon lange mit Mario vermählt und hatte schon alle drei Töchter...“

„Ich besuchte die Oper nur selten,“ sagte Ottone Ehrlach. „Wir durften Abends nicht ausgehen und wurden sehr streng gehalten.“

„Oh, poverino!“ rief Signora Cecca, und ihr gelber Hals schob sich auseinander. „Ein junger Mann sollte sich stets in der Oper Bildung holen.“

„Meinen Sie, Signora?“ lachte der Kommandant gutmüthig. „Nun, es gibt manchen Helden, der bis zu seiner ersten Schlacht keine Oper hörte. Ich selber habe in meinen jungen Jahren nur einmal den Ronconi und einmal die Tachinardi gehört.“

„Oh, die Tachinardi-Persiani, das war eine echte Künstlererscheinung, ätherisch, fast dürr wie eine Latte! Eine wahre Künstlerin soll nur Grünes nippen und den Duft der Bouquets einathmen, die ihr geworfen werden!“ Damit füllte sie ihre Theetasse in der Zerstreung mit Rum.

Die junge Frau sagte jetzt zu ihrem Gatten: „Und Du hast wieder Dein Hauskätzchen nicht auf, caro, und weißt doch, daß Dir jeder Zugwind schadet.“

„Du besorgter Engel Du!“ sagte der alte Mann und küßte seine Frau auf die Stirne. Dann wandte er sich an seinen Neffen: „Du mußt Dich daran gewöhnen, Ottone, mich in recht lächerlichen Situationen zu sehen,“ sagte er glücklich. „Meine kleine Uda hier hätschelt mich wie ein Kind.“ Dabei schaute er stolz um sich und es lag so viel Glück in seinen wettergebräunten Zügen.

Ottone Ehrlach wandte seine sinnenden Augen auf seine liebliche junge Tante und sagte: „Ich finde es so begreiflich, daß Onkel Manfredo Allen, die das Glück haben, um ihn zu sein, das Höchste ist.“

Als man sich trennte, sagte der Kommandant zu Ottone: „Ich muß nun in meine Kanzlei, denn auch der stillste militärische Platz fordert seine regelmäßige Arbeit. Geh mit mir. Ich will Dir auf dem Wege die Kaserne zeigen und Dich mit Lieutenant Renzo bekannt machen, an dem Du eine lustige Gesellschaft finden wirst und an den Du Dich anschließen mußt, denn er ist das ‚Leben‘ in dieser Einsamkeit.“

„Ich werde mich gewiß nicht einsam fühlen,“ sagte Ottone. „Man sieht ja rundum so weit in's Land hinein.“

„Das ist für die Dauer kein Amüsament,“ sagte der Kommandant, „denn es erweckt Einem doch immer das Gefühl, daß man hinaus möchte in die Weite.“

„Ich habe dieses Gefühl noch nie gehabt,“ sagte seine junge Frau innig. Dann neigte sie wie verlegen das Haupt.

Signora Cecca, die nun alles Vorhandene aufgezehrt hatte, sagte zu Ottone: „Und der Lieutenant soll Sie dann auf mein Zimmer bringen, da will ich Ihnen Arien von Petrella vorsingen.“ Man trennte sich. Uda begab sich in ihr Zimmer, nachdem sie ihren Gatten umarmt hatte, da erwartete sie ihre Jose, welche heute grüner als je gekleidet war. Sie hatte vom Koche erfahren, daß ein fremder Mann angekommen sei, und sie dachte, es könne möglicher-

weise ihr Gatte sein; nöthigenfalls wollte sie durchs hohe Gras entweichen können wie eine Gidechse.

Signora Cecca begab sich zuerst in die Küche, wo bereits die Vorräthe für den Tag von den beorderten Soldaten aus dem Orte unten heraufgeschafft worden waren, und wählte da einen ganzen Schinken, Geflügel, einen Fisch, eine Büchse Sardinen, Würste und etwas Grünes, um sich auf ihrem Zimmer einen „Salat“ zu bereiten.

Vögel flogen dreist durch den Hof, sie hielten diese hohe Festung für ein Nest. Der alte Kommandant fragte seinen Neffen auf dem Wege in die Kaserne: „Nun, was hältst Du von meiner Frau?“

„Wie kannst Du nur fragen, Onkel,“ sagte Ottone leise. „Sie muß ein Engel sein!“

„Gewiß, das ist sie. Nur ein wenig schüchtern gegen Fremde. Und denkt immer nur an mich, die kleine Närvin.“

Ottone sagte nichts. Er dachte nur bei sich, daß seine junge Tante ein wenig stolz und abweisend zu sein scheine. Aber sie hatte wol ein Recht dazu, sie war ja so schön...

An dem Kasernenthore war ein altes Wappen ausgehängt, das Wappen der Bourbonen. Das war von wehendem Grün umrankt, welches aus allen Steinsprüngen wucherte. Ottone dachte, wie seltsam es sei, daß das Alte noch so frische Triebe haben möge.

Aus der Tiefe herauf klang über die Festungsmauer herüber ein heller Sang, dessen Worte man nicht verstehen konnte. Ottone blieb stehen.

„Das ist in den Felsen unten,“ sagte der Kommandant. „Da wohnen die Weiber der Räuber in malerischen Hütten. Mußt Dir das ansehen mit dem Lieutenant. Es ist keine Gefahr dabei. Sie bringen uns das Gemüse; wir sind ihre Kunden.“

Es war doch ein eigenes Leben hier oben in der Felsenkaserne, wie Ottone meinte. So einsam! Aber desto schöner, hier zu wohnen mit einem Wesen, das uns ganz gehörte...

Man sah, daß er seine Prüfungen beendet hatte. Nie hatte er an so Etwas gedacht während der Studien.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine kühne Reise.

Skizze von Helene Stöckl.

An Frauen, die gerne reisen, sei es in Begleitung oder allein, und von dem Verlangen erfüllt, Neues und Interessantes zu sehen, selbst die mit einer größeren Reise fast immer verbundenen Unbequemlichkeiten und kleinen Entbehrungen willig auf sich nehmen, fehlt es in unsern Tagen keineswegs. Eine Frau aber, die jung, schön, reich und an allen Comfort des Lebens gewöhnt, sich freiwillig aus einem glücklichen Familienkreise und angenehmen gesellschaftlichen Verhältnissen verbannt, um einzig und allein von ihrem Wissensdurst getrieben, sich in Länder zu wagen, die von der Civilisation vergessen, dem Vordringen einer einzelnen Frau fast unüberwindliche Gefahren entgegensetzen, eine solche Frau wird selbst in unserm reifselustigen Jahrhundert selten zu finden sein, am seltensten vielleicht unter den an der Heimath hängenden Italienerinnen, den Landsmänninnen von Carla Serena, der kühnen Reisenden, von der diese Zeilen sprechen sollen.

Von Geburt Venetianerin, in London verheiratet, zeichnete Frau Serena sich ebenso sehr durch die feine Liebesswürdigkeit aus, mit der sie in ihren Salons, in denen sich Alle vereinigten, denen Talent, Rang oder Reichthum Anspruch auf Beachtung gaben, zu repräsentiren verstand, als durch ihre vielseitige Bildung — Italienisch, Englisch, Französisch, Russisch und Deutsch sind der genialen Frau gleich geläufig — und durch ihre glänzende Begabung als Schriftstellerin.

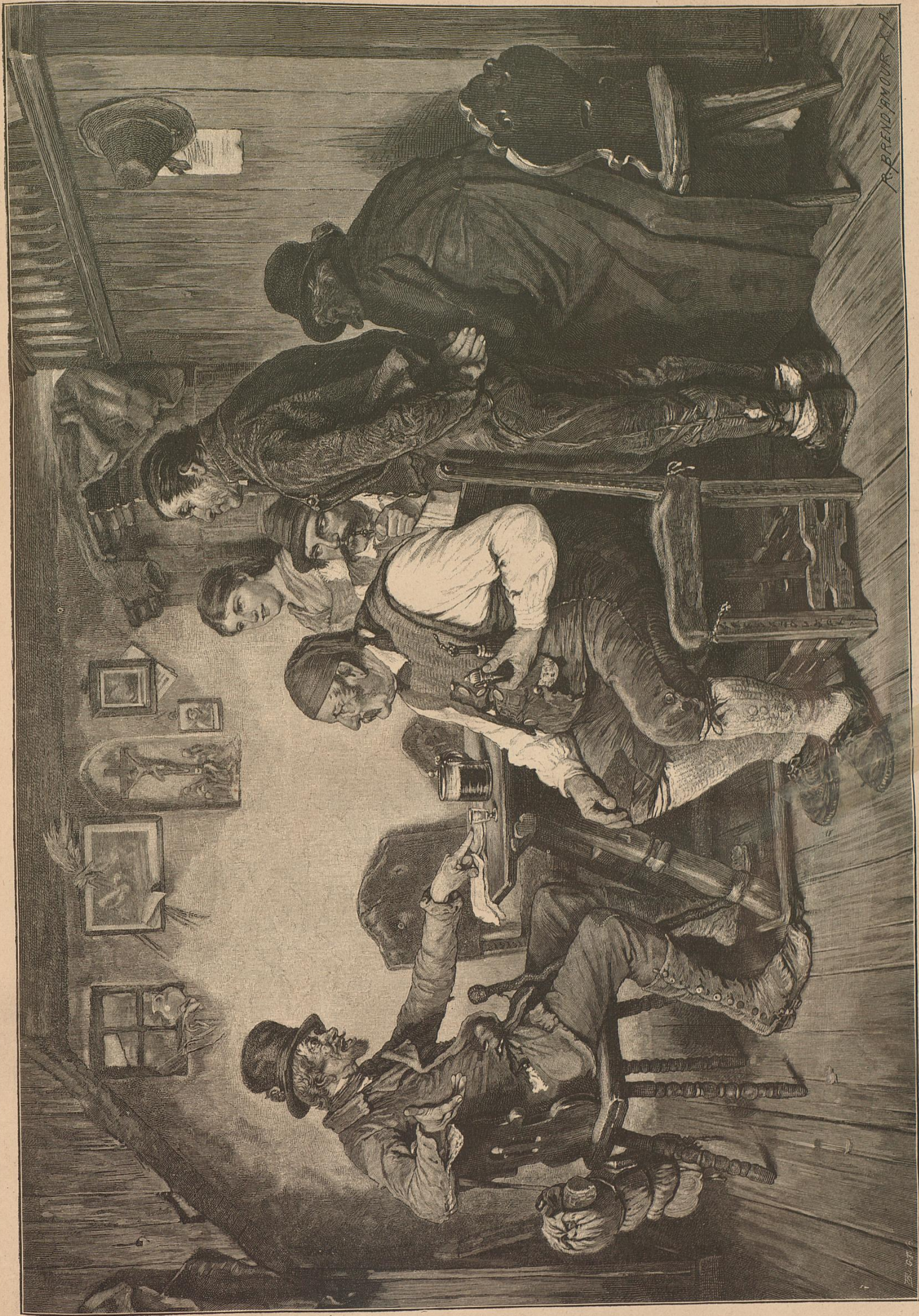
Die Anerkennung, welche sie als Mitarbeiterin mehrerer bedeutender Pariser und Londoner Blätter fand, namentlich bei Gachette's berühmter geographischer Zeitschrift, le Tour du monde, war wol auch der erste Anlaß zu ihrem im Sommer 1874 gefaßten Entschlusse, eine größere Reise anzutreten, von der sie erwarten konnte, reiche Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen für Auge und Feder zu finden.

Sie gedachte über Schweden und Rußland nach Egypten zu gehen, den Neujahrstag 1875 aber unter allen Umständen wieder bei den Ihrigen zu verleben, und wenn diese Reise für eine einzelne Frau immerhin eine ungewöhnliche war, so schien das Wagniß derselben im Hinblick auf die reichen Geldmittel und mannigfachen Empfehlungen an die Spitzen von Behörden, Gesandtschaften u. s. w., über welche Frau Serena verfügte, doch kein größeres zu sein, als eben dazu gehörte, um dem Unternehmen den Reiz des Pikanten und Originellen zu geben. Wie ganz verschieden von ihrem ursprünglichen Plane sich ihre Reise später gestalten und wie lange Zeit vergehen sollte, bis sie die Heimath wieder sah, ahnte sie selber damals nicht.

Da es unmöglich wäre, der kühnen Frau auf allen Etappen ihrer weiten Reise folgen zu wollen, so müssen wir uns begnügen, einige der interessantesten Episoden ihres buntbewegten Wanderlebens hervorzuheben.

So sehen wir sie in Petersburg, wohin sie sich von Stockholm aus begeben hatte, eben im Begriff, auf einen ihr zu Ehren veranstalteten Ball zu fahren, von dem Befehle überrascht, ohne den geringsten Zeitverlust vor dem obersten Chef der geheimen Polizei zu erscheinen. So wenig sie auch zu fürchten hatte, bereitete ihr doch das Entgehen des Dienstpersonals, das sie im Geiste schon auf dem Wege nach Sibirien sah und sich mit scheinem Mitleid um sie drängte, unbehagliche Stimmung. Ihre Bekommenheit wich jedoch schnell vor der liebenswürdigen Zuorkommenheit, mit welcher der gefürchtetste Mann Rußlands sie empfing. Nach-





Sozialpolitische Vorträge. Originalgemälde von Hugo Kauffmann.



dem sie einige Fragen, zu denen ihr Wunsch, dem Czaren ihre „Souvenirs de Russie“ widmen zu dürfen, Anlaß gegeben, beantwortet hatte, findet sie sich zu ihrer eigenen Ueber- raschung in zwangloser Weise auf dem kleinen Sopha des Bureau neben dem allgewaltigen Manne sitzen, mit ihm über Straußische Tanzmelodien und Ballettoiletten plaudern und seine Complimente über ihren geschmackvollen Anzug Robe Watteau, von perlgrauem Atlas mit Rosenbouquets, wie wir den Leserin- nen nicht verschweigen wollen) mit geheimer Genugthuung entgegennehmen.

Daß sie bei ihrer Weiterreise durch Rußland in Kiew, wo sie zur Meßzeit eintraf, genöthigt war, ihr Bett aus ab- solutem Raummangel in einer Badewanne aufzuschlagen, die sie räumen mußte, so oft ein Gast ein Bad zu nehmen wünschte, nahm sie mit gutem Humor hin; auf eine ernstere Probe aber wurde ihre Laune gestellt, als sie unweit Odesa mit 175 Leidensgenossen 13 Tage lang im Schnee gefangen gehalten ward. Aber auch hier verließ ihre Lebhaftigkeit sie nicht. Um die tödtliche Langeweile fern zu halten und die Ent- behrungen, denen die Reisenden auf der von aller Zufuhr abge- schnittenen Station unterworfen waren, weniger fühlbar zu machen, ersann sie eine Reihe der ingeniossten Festlichkeiten, die sie später in ihrem „Carnéval dans les steppes“ in anmuthiger Weise beschrieb. Sie veranstaltete Lebende Bilder, Theatervorstel- lungen, Concerte, bei denen der Stationschef den Tenor und sie selber die Primadonna machte, und als Krone des Ganzen einen Costüm-Ball, der seine phantastischen Abzeichen und Coiffüren zum größten Theile dem farbigen Depechenpapiere verdankte, das man durch Plünderung des Telegraphen-Bureaus zu erlangen wußte.

Da das winzige Stationshaus nur einen kleinen Theil der aus den Waggons herbeiströmenden Reisenden auf einmal fassen konnte, wurde das Entrée, das den ärmeren unter den Schicksalsgenossen zugute kommen sollte, nach der Viertel- stunde eingefordert, so daß, als ein Witterungswechsel endlich die ersehnte Lösung brachte, die aufrichtigsten Dankfugungen der liebenswürdigen Helferin in der Noth auf ihrer Weiter- reise folgten.

Von Egypten aus, wo sie mehrere Monate im genuß- reichen Studium von Land und Leuten verbrachte, hatte sie ihre Rückreise nach England anzutreten beabsichtigt, in Port- Said aber, wohin einer ihrer Ausflüge sie führte, ward sie von dem unwiderstehlichen Verlangen ergriffen, das Heilige Land, das von hier aus in 12 Seestunden zu erreichen ist, zu besuchen, und da bei ihr Entschluß und Ausführung zu- sammenzufallen pflegten, finden wir sie, kaum eine Woche später, behaglich in Jerusalem einquartiert, gerade den ehe- maligen Gärten des Uriaa gegenüber, mit dem Blicke auf das Wasserbassin, in dem die schöne Bathseba der Ueberliefe- rung nach einst badete.

Inzwischen hatte die Natur der Länder, die sie durch- reiste, eine große Veränderung in ihrer äußeren Erscheinung hervorgebracht. Die elegante Dame hatte der praktischen, ihre Kleidung dem Klima anpassenden Touristin weichen müssen, und mit großem Vergnügen beschreibt sie den originellen Auf- zug, in dem man sie täglich, von vier türkischen Karas, die der italienische Consul ihr zu Gebote stellte, begleitet, an der Seite eines befreundeten Malers, durch die Straßen Jerusa- lems ziehen sehen konnte. Besonders war es die Originalität ihres Hutes, die ihrer Laclust unerschöpflichen Stoff bot. Von glockenförmiger Gestalt, fast bis zu den Schultern hinerde- reichend, glich er in seinem dichten grünen Gazeüberzug aus der Ferne einer riesigen Wassermelone. Seine Größe und Leichtigkeit machten ihn aber von so eminenten Nützlichkeit für sie, daß sie seine Häßlichkeit willig übersah.

Wie wenig sie übrigens zu fürchten brauchte, unter ihm erkannt zu werden, erfuhr sie zu ihrem geheimen Ergötzen kurze Zeit darauf auf einem Valle in Beyrut, wo ihr Tänzer, ein junger Dilettant, ihr von seinem letzten Besuche in Jerusalem erzählte und ihr dabei ihre eigene Coiffüre als das Sonderbarste be- schrieb, das ihm jemals vorgekommen sei. Der Zufall, der sie wiederholt auf ihren Reisen mit Personen zusammenführte, die früher in ihren Salons verkehrten, ließ sie in Jerusalem in der Person Mustem Paschas, des Gouverneurs des Libanons, einen Landsmann und alten Freund ihres Hauses finden, und mit Freunden folgte sie seiner Einladung, ihn in seinem Landhause, Bet-Eddin, einer kleinen Bergfeste auf einem der steilsten Gipfel des Libanons, zu besuchen.

Wie eine orientalische Prinzessin kam sie sich vor, als sie am Morgen ihres Aufbruchs vor ihrem Fenster das glänzende Gefolge sah, das ihr Gastfreund ihr entgegen geschickt, die prächtig gezäumten edlen Pferde, die Reiter in goldgestickten wehenden Mänteln, die kostbare, mit weißem Atlas ausgeschlagene Sänfte, die ihrer selbst harte — das Alles erinnert sie an die Wunder von Tausend und eine Nacht, und in der That waren die Wochen, die sie hoch oben auf dem Adlerfisse, Bet-Eddin, um- ringt von den fantastischen Drusen und Maroniten, von denen die einen ihren Ursprung auf Muhamed, die andern direct auf Jesus Christus zurückleiten, voll des seltsamsten und fesselndsten Reizes.

Gleich einer Sultantin, freilich ohne Sultan, hauste sie in den weiten Gemächern, welchen den zahlreichen Frauen des früheren Herrn der Berge zum Harem gedient, oder sie machte Besuche bei den Frauen der Eingeborenen, die in ihren armseligen Hütten die kunstvollsten Gewebe aus Gold- und Silberfäden herzustellen wissen.

Wie überall, so hielt auch hier in den Bergen des Liba- nons Frau Serena ihre Eindrücke mit der Feder fest, und waren ihre nach Paris gesandten Berichte bisher vielfach ins Englische, Deutsche, Italienische, Schwedische, Norwegische und Russische übersetzt worden, so hatte sie jetzt die Freude, dieselben auch in das Türkische und Arabische übertragen zu sehen.

Nach einem dreimonatlichen Aufenthalte in Athen, wohin sie von Jerusalem aus reiste und wo ihr die ehrenlichsten Aus- zeichnungen seitens der königlichen Familie zu Theil wurden, begab sie sich nach Constantinopel, erstlich entschlossen, die lang aufgeschobene Rückkehr nun endlich anzutreten und den Neujahrstag 1876 unter den Thronen zu verbringen, aber sie hatte ihre mehr und mehr wachsende Reiselust nicht genügend in Rechnung gezogen.

Als man ihr in Constantinopel immer und immer wieder von den Schönheiten des Kaukasus erzählte und sie darauf hinwies, welche unerlöschliche Fundgrube für ihre Beobach- tungen diese von der Civilisation noch so wenig berührten

Gegenden bieten mußten, entschloß sie sich kurz, einen Ab- stecher dorthin zu machen. Auf demselben Schiffe, das sie nach Palästina getragen, machte sie die der Äquinogialstürme wegen gefährliche Fahrt über das Schwarze Meer, und, statt in London bei den Thronen, traf der Neujahrstag 1876 sie in Tiflis, der Hauptstadt des Kaukasus.

Der Aufenthalt hier eröffnete einen ganz neuen Abschnitt ihres Lebens. Sie, die beredte Schriftstellerin, weiß kaum Worte zu finden, um ihrer Begeisterung für diese von der Natur so überreich begnadigten Gegenden Ausdruck zu geben. Die wilde Großartigkeit der Landschaften, die Gutartigkeit ihrer Bewohner, die patriarchalische Einfachheit der Sitten, die fortwährend an die Schilderungen der Bibel erinnert, die lauen Nächte, die unbeschreibliche Reinheit der Atmo- sphäre, das Alles entzückte sie in so hohem Maße, daß sie den gänzlichen Mangel europäischen Comforts sowie jeglicher Art geistiger Anregung darüber fast vergaß.

Alles, was sie von ihrem Leben hier erzählt, ist vom fesselndsten Interesse.

Im praktischen Winteranzuge, Pelzmantel, Capuchon und warm gefütterter Stiefel, so folgt sie, ihr Gepäck der beschwer- lichen Wege halber in Tiflis lassend, den Einladungen, die von den verschiedenen fürstlichen Familien des Landes an sie ergingen. Begünstigt durch ihr Geschlecht, das ihr die jedem fremden Manne verschlossenen Familientheile öffnete, nahm sie Theil an den Festen der Einwohner, an ihren Banketten, Hochzeiten und Trauerfeierlichkeiten, lernte sie ihre Tänze, ihre Gesänge und Kunstfertigkeiten kennen.

Von ihren Gastfreunden, den tapferen Abkasi, beschützt, reitet sie über die gefährlichen Saumpfade. Vom ungewohnten Reiten ermüdet, will sie absteigen und ihren Weg zu Fuß fort- setzen, aber ihre Begleiter geben dies nicht zu. Sie legen ihre Gewehre zusammen, bedecken sie mit ihren Mänteln und tragen die Ermüdete auf diesem improvisirten Tragesessel über das Gebirge. Ein Bergstrom ist zu übersteigen, ein ritterlicher Beg schwingt sich hinter ihr auf das Pferd, von seinem kräftigen Arm gehalten, durch die lachenden Zurufe der Anderen ermutigt, erreicht sie glücklich das andere Ufer. Ihr Pferd schent, sie stürzt und beschädigt sich. Vorsichtig wird sie auf ihr Pferd gehoben, zwei ihrer Begleiter reiten dicht an sie heran; das Haupt auf dem Sattel des einen, die Füße auf dem des andern gebettet, so wird sie mit zartester Sorgfalt in ein Thal geleitet, wo die Frauen sie voll Mitleid empfangen. Zwei Monate lang lassen diese ihr die freundlichste Pflege angedeihen, aber sie versteht die Sprache ihrer theilnehmenden Wirthinnen nicht. Tag für Tag sitzt sie im Schatten eines gigantischen Nußbaumes, die schneebedeckten Gipfel der Berge vor sich, als einzigen Gefährten ihrer Einsamkeit ein Lamm neben sich, das der Vater eines kranken Kindes, dem sie sich hilfreich erwiesen, ihr in der Dankbarkeit seines Herzens ge- bracht hat.

Der Name der kühnen Frau machte sich bald im Kau- kasus bekannt, und als sie einst dem General Loris Melikoff im Hinblick auf den drohenden Krieg sagte: „Sie, mein General, scheinen bestimmt, der Held des Kaukasus zu werden!“ konnte dieser der Wahrheit gemäß antworten: „Sie heißen schon jetzt die Heldin des Kaukasus.“

So sehr sie um ihres Muthes willen diese Bezeichnung verdiente, so wenig entsprach ihr sonstiges Wesen der gewöhn- lich mit diesem Worte verbundenen Vorstellung. Zu furcht- sam, eine Schießwaffe auch nur zu berühren, zaghaft und wenig ausdauernd im Reiten, vor jeder physischen Gefahr nervös zurückschreckend, fand sie es, wie sie selbst bekennt, stets ge- rathener, ihren Schutz statt in vergeblicher Nachahmung männlicher Stärke gerade in der Hervorkehrung ihrer weib- lichen Schwäche und Hilfsbedürftigkeit zu suchen.

Namentlich war es ihre Geschicklichkeit in allen weiblichen Kunstfertigkeiten, welche sie beliebt machte, wozu sie kam.

So fiel es ihr eines Tages, als sie erschöpft in der Hütte eines wohlhabenden Landbesizers ankam, ein, sich aus Eiern, Wein und Zucker ein in Italien unter dem Namen Subajon bekanntes Getränk herzustellen. Sofort versammelte sich die ganze weibliche Bevölkerung des Ortes um sie herum und be- obachtete in äußerster Spannung jeden ihrer Handgriffe. Schon das Schlagen der Eidotter und das Hinzugießen des heißen Weines, das diese in schäumende Flüssigkeit umwandelte, er- regte allgemeine Bewunderung, als sie aber zum Schluß ihren Zuschauern das zu weißem steifem Schnee geschlagene Ei- weiß präsentirte, erregte sie jubelnden Beifall.

Gar manches Mal mußte sie sich auskleiden, um die Lust ihrer Wirthinnen, ihren Anzug zu versuchen, zu befriedigen. Einer jung verheiratheten Frau gefiel ihr Kleid so wol, daß sie Frau Serena auf alle Weise zu bestimmen suchte, dasselbe gegen eines der ihrigen zu vertauschen. Vergebens bemühte sich diese, der naiven Abkasin begreiflich zu machen, daß das weite, phantastische Gewand ihr auf der Reise hinderlich sein würde, endlich machte sie den Verhandlungen dadurch ein Ende, daß sie sich erbot, ein Kleid genau nach dem ihrigen herzu- stellen, wenn man ihr den Stoff dazu liefern wollte. Sofort ward ein Bote zu der Mutter der jungen Frau geschickt, der mit verhängtem Zügel davonjengte und in Kurzem mit einem Stück Baumwollzeug zurückkehrte. Alle verwendbaren weib- lichen Kräfte wurden zur Hilfe gezogen und in wenig Stunden lagen Rock und Nieder vor den entzückten Augen der jungen Frau, die Frau Serena ihren Dank zitternd vor Freude ab- stattete.

Aber auch im Dienste ihrer eigenen Person mußte sie nicht selten ihre Zucht zu der Geschicklichkeit ihrer Finger nehmen. Nur wenig Frauen werden sich so geschickt wie sie zu helfen wissen als die plötzlich eingetretene Hitze in Zang- didi, einem kleinen Orte, in welchem von den zu einer Frauen- toilette erforderlichen Utensilien absolut nichts anzutreiben war, sie unvermuthet vor die Nothwendigkeit stellte, ihren schweren Winteranzug durch einen leichteren zu ersetzen.

Eine alte Pappschachtel und etwas weißer Mull, der sich unter ihren Vorräthen fand, genügt ihrer Erfindungsgabe, — einen praktischen Hut herzustellen, ein Stück gelben Ca- licots lieferte die bis über die Ellbogen reichenden Handschuhe. Ein großer alter Regenschirm, den ein Barbier, bei welchem ihn ein Reisender vor Jahren vergessen hatte, ihr auf vieles Bitten überließ, gab, nachdem sein rother Ueberzug durch einen weißen ersetzt war, einen entzückenden Entoucas, ein Stück für die Sontane eines Priesters bestimmter Futterstoff bot das willkommene Material für eine Robe, während eine zweite

aus einem Stücke für Handtücher aufbewahrte Leinwand in eleganter Weise hergestellt ward.

Der Mangel an Reinlichkeit bei den Bewohnern war das Einzige, mit dem Frau Serena sich schwer abfinden konnte, doch suchte sie sich auch in dieser Beziehung zu helfen, so gut es eben ging, und wenn der Schöpfelöffel, in dem man ihr das Wasser brachte, einmal von gar zu zweifelhafter Sauberkeit war, so schöpfte sie das Wasser mit ihren Schuhen, die sie dann später, sich einstellend ihrer Pantöffelchen bedienend, an den Seiten ihres Pferdes herunterhängen und trocknen ließ.

(Schluß folgt.)

## Sentenzen-Aehrenlese.

Wer sich resolvirt, zu heirathen, muß sich zu viel Unglück resolviren.  
Elisabeth Charlotte Herzogin von Orleans.

Das Glück gleicht den reichen verschwenderischen Frauen, welche oft die Familien ruiniren, in die sie ihre große Mitgift bringen.  
Champfort.

Sehr geschickte und gelehrte Frauen fahren am besten einspännig durchs Leben.

Menschenrechte heißt bis dato nur Männerrechte.

Sokrates sagte zu einem Jünglinge, der ihn fragte, ob er heirathen oder ledig bleiben solle: „Du' was Du willst — Du wirst es bereuen.“

Wer einen guten Schwiegerjohn findet, gewinnt einen Sohn; wer einen schlechten Schwiegerjohn bekommt, verliert eine Tochter.  
Mme. de Stael.

Was Schönheit lange festhält, das ist Tugend. Cervantes.

Das Geld und die Liebe sind gute Diener, aber schlechte Herren.

Die Nachsicht ist die Tugend derjenigen, die sich selbst kennen.

Tout casse, tout lasse, tout passe.

Alles zerbricht, alles ermüdet, alles vergeht. Franz. Sprichwort.

Quien se casa por amores ha de vivir con dolores.  
Wer aus Liebe heirathet, hat mit Schmerzen zu leben.  
Span. Sprichwort.

Il cuore della donna non invecchia.  
Das Herz der Frau altert nicht. Ital. Sprichwort.

Aus der Beharrlichkeit, Energie und Selbstbeherrschung eines Geizigen könnte man vier Heilige machen.

Das nenn' ich ein Gericht hier schon auf Erden,  
Daß die Gesichter wie die Herzen werden.

Manche weibliche Wesen werden als Vestalinnen geboren, manche als Bachantinnen.

Ein gebrochenes Versprechen ist ein gesprochenes Verbrechen.

Befriedigung gibt nichts im Reiche des Realen,  
Drum wagt der Geist den Flug zu hohen Idealen.

Dreifach:  
Die Thräne weih' ich der Vergangenheit,  
Die offne Hand dem Schmerz, der Noth der Zeit,  
Zur Ewigkeit entsend' ich das Gebet,  
Das seufzend aus des Herzens Tiefen flieht.  
Meta Bellmer.



### Ein selbstverfaßter Musikkalender für junge Damen.

Die diesjährige Musikzeit hat eine noch nie erlebte Ueberfülle an Con- certen gebracht. Abnahme steht nicht zu erwarten, eher Zunahme. Da sind wir denn auf den Gedanken gekommen, daß junge Damen, welche sich für Musik besonders interessieren, eine Art von Tagebuch in Form eines Kalenders anlegen sollten. In diesem würden sie alle Concerte, neue Opern und andere Erscheinungen anzeichnen, und da jetzt fast alle Tage mehrere Concerte gleichzeitig stattfinden, so wäre die Kalenderform die beste. Am Ende der Saison gäbe ein solches Tage- büchlein einen vollständigen Ueberblick über die Ereignisse in der Musikwelt und rief die angenehmsten Erinnerungen an schöne Aufführungen ins Gedächtnis. Wenn die junge Kalender-Dame sich besonders geneigt fühlt, nicht bloß die Thatfache, sondern auch ihre Eindrücke anzumerken, so mag sie dieselben dem Büchlein an- vertrauen, um sich nach Jahren zu überzeugen, ob die ersten Ein- drücke, welche eine neue Composition, ein zum ersten Male von ihr gehörter oder ein neu auftauchender Künstler in ihr hervorgerufen, nachhaltig geblieben sind. Ein solches Tagebuch müßte jedoch aus- schließlich nur den künstlerischen Eindrücken Rechnung tragen und bei solchem Nachempfinden durchaus jede Empfindsamkeit vermeiden; in klaren Ausdrücken müßte die Selbstprüfung angelegt werden, wie dieses oder jenes Stück auf das Gemüth oder auf den Verstand wirkte, welche Stellen besonders gefielen und welcher Vortrag eines aus- übenden Künstlers den reinsten Eindruck hinterließ — nichts anderes, keine enthusiastischen Nebenbetrachtungen! In ruhiger künstlerischer Weise gehalten, kann ein Musikkalender, wie wir ihn hier anregen, zur Selbstbildung des Geschmacks ungemein viel beitragen; nur dann nicht, wenn er „Herzensergüssen“ dienen soll, selbst wenn diese nur Musik betreffen; solche wirken aufregend, nicht läuternd. Die beste



Form ist die der gewöhnlichen Notizkalender, z. B. „1. Concert von \*.  
Programm. Erfolg. Mir gefiel die Sonate von \* am besten, weil  
u. s. w.“ Das wäre nach unsrer Ueberzeugung der richtigste Weg  
zum geistlichen Ziele. S. Ehrlich.

Die englische Königsfamilie ist sehr musikalisch. Die Königin  
Victoria selbst hat ihrer Zeit manches Duett mit Mendelssohn zu-  
sammen gespielt, auch fleißig gelungen, und die jetzige Kronprinzessin  
pflegte die Herzogin von Teck, eine vollendete Contralto-Sängerin, auf dem  
Piano zu begleiten, wie ehemals Madame Nilsson. Prinzessin Louise ist  
eine Meisterin auf der Gitarre. Aber auch die männlichen Mitglieder  
betheiligen sich an den Concerten im königlichen Hause. So verdient  
der Herzog von Edinburgh ein Violin-Virtuose genannt zu werden,  
und der Herzog von Albany ein Musik-Theoretiker und Historiker,  
auch der Prinz von Wales theilhaftig sich als ausübender Künstler.  
Die hohe Familie besitzt also nach dieser Seite hin volle Gewähr  
der Harmonie.

Jenny Lind, die mehr als sechzigjährige Veteranin des Ge-  
sanges, steht bei den Amerikanern, denen sie vor jetzt dreißig Jahren  
als Stern erglänzte, noch in lebhaftester Erinnerung. Die Musik-  
Enthusiasten der neuen Welt sind durch die übertriebenen und, wie  
behaupet wird, künstlich herbeigeführten Ovationen, die man im  
letzten Winter der Patti darbrachte, begoutirt. Der sehnsüchtige  
Wunsch, wieder einmal das Echte und Wahre zu genießen, melbet sich  
bei ihnen. Man weiß zwar, daß die „schwedische Nachtigall“ von  
ehemal zu hohen Jahren gekommen, die hohen Töne eingebüßt  
hat, man weiß aber auch, daß ihr Herz noch jung ist und daß sie  
noch heute den Adel des Vortrags, den seltsamen Ausdruck besitzt,  
durch welchen sie einst die Gemüther beherrschte. Es ist demnach  
nicht unwahrscheinlich, daß Jenny Lind, in Begleitung ihres Freundes  
und Berathers Julius Benedict, den an sie ergangenen Aufforderungen  
folgt und aufs Neue einen Triumphzug durch die Vereinigten  
Staaten antritt.

Quida, die beliebte und geistvolle Romanschriftstellerin, eigent-  
lich Mlle. de la Ramée, befindet sich in einem Zustand der Geistes-  
umnachtung, der die strengste Ueberwachung bedingt. Die Schrecken  
einer solchen Heimjuchung wollen viele Leser bereits in den letzten  
Schriften der Epoche machenden Verfasserin von „Two little woden  
shoes“ empfunden haben.

Amerikanische Concert- und Kirchenjänger-Gagen. „Singe,  
wem Gesang gegeben“, ist ein gutes deutsches Wort, das häufig  
genug zur Anwendung kommt, wenn stimmbegabte Herren und  
Damen allzusehr zögern, von ihrer herrlichen Gabe Gebrauch zu machen,  
um andre musikalische Seelen zu erfreuen. Im Allgemeinen aber  
bedürfen stimmbegabte Leute heutzutage solcher Aufmunterung nicht,  
da dieselbe in anderer Form allzu verlockend an sie herantritt, in der  
des Honorars und der Gage. Wie der Diamant, je nach seiner Größe  
und Reinheit, auf das Fabelhafteste im Werthe steigt, so gibt es Stim-  
men, für deren Genuß unternehmenden Arrangements von Concerten,  
von musikalischen Soirées und Tournées fast kein Preis zu hoch er-  
scheint. Besonders Amerika ist neuerdings das Eldorado der „Vokal-  
listen“ geworden, das aber auch durch die geforderte Ueberanrengung  
zugleich das Grab der Talente zu sein pflegt. Madame Patti er-  
hielt im vorigen Winter von ihrem Impresario in Amerika 1800  
Mark pro Abend, und für die kommende Rundreise in den Vereinig-  
ten Staaten sind ihr sogar 2200 Mark zugesichert worden. Die  
Damen Gerster und Lucca wurden von Strakoski mit 16 000 Mark  
pro Monat engagirt. Die erste Sopranistin an der komischen Oper  
im New-Yorker Casino, Miss Allian Russell, erhält 12 000 Dollars  
wöchentlich, und Miss Carey 2000 Mark für ein paar Lieder.

Es gibt eine Erklärung dafür, warum gerade die Amerikaner  
in Hinsicht auf die Schätzung guter Stimmen es den Engländern noch  
zuvorthun. Das Land der freien Kirche im freien Staate wird näm-  
lich durch die gesanglichen Veranstaltungen, welche von den Kirchen-  
vorständen zur Füllung der Kirchenstühle und der Rassen ins Werk ge-  
setzt werden, im höchsten Grade an guten Gesang gewöhnt und zu  
dessen Schätzung erzogen. Nirgends gibt es so viele „Professorinnen  
des Gesanges“ als in New-York, die ihr Haupteinkommen aus ihrer  
Theilnahme am kirchlichen Chor- und Quartettgesange beziehen, und  
zwar concurriren die Kirchen in der Heranschaffung guter Choristen  
und Solisten in einer Weise, welche die Gagen der Kirchenjänger recht  
erklärt in die Höhe treibt. Der Cleve und Chorist erhält außer  
freiem Unterricht bis zu zehn Dollars die Woche und Extrahonorare  
für Kaufen, Begräbnisse und Hochzeiten, wofür er nur einem Probe-  
abend beizuwohnen und zweimal des Sonntags dem Gottesdienste zu  
assistiren braucht. Dagegen gehalten sind die Gagen der Theaterchoristen  
der alten Welt, die doch von früh bis spät angestrengt zu sein  
pflegen, sehr geringfügige; sie übersteigen selten 60—80 Mark  
die Woche. Die Quartettisten und Solisten der New-Yorker Pracht-  
kirchen werden splendid honorirt. So empfängt die Sopranistin  
der St. Bartholomäuskirche in New-York ein Jahresgehalt von 1000  
Dollars, außerdem 2000 Dollars, welche die Gemeinde durch Sub-  
scription aufbringt. Man wird gestehen, daß 12 000 Mark das  
Jahr für lediglich stereotype und sonntägliche Dienste eine erhebliche  
Rebeneinnahme bilden.

Unserer Notiz über die amerikanischen Kirchenjängerinnen wollen  
wir die Mittheilung hinzufügen, daß drei der geschäftigsten Prima-  
donnen, welche die alte Welt jetzt zu den Ihren zählt, aus dieser kirch-  
lichen Schule hervorgegangen sind. Die Damen Minnie Haut und  
Durand, sowie Fräulein Alice Urban haben ihre Stimmen zuerst in  
der französischen Kathedrale zu New-Orleans hören lassen. Sie  
sind alle drei Geostimmen und der dortigen französischen Gemeinde  
entsprossen. Minnie Haut ist bekanntlich eine enragirte Ameri-  
kanerin. Sie arrangirte am 4. Juli in ihrer Villa zu Marienbad  
aus Anlaß des nationalen Feiertags ein Bankett und Gartenfest,  
wobei die Damen in den Farben der Union mit Sternen, die Herren  
mit gleichgefärbten Schärpen zu erscheinen hatten.

Unsere Illustrationen.

„Stasi.“ Von Franz Defregger. Ein Gemälde von  
Defregger, sei es nun eine jener figurenreichen, dramatisch bewegten  
Schilbereten aus dem Tyroler Volksleben, wie „Der Ball auf der  
Alm“ oder „Das letzte Aufgebot“; sei es ein einfaches Porträt —  
immer ist es ein künstlerischer Ereigniß, das die Mitstrebenenden wie  
die Kunstkenner aufregt, aber auch den beschauenden Laien nicht gleich-  
gültig läßt. Tiefe der Empfindung, dramatische Behandlung des  
Auftritts, je nachdem auch ein köstlicher Humor und eine bewunderungs-

würdige Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten zeichnen überall  
seine größeren Compositionen, frappanteste gegenständliche Wahrheit  
seine Einzelbilder aus. Staunend steht man vor diesen außerordent-  
lichen Offenbarungen unvergleichlicher künstlerischer Begabung und von  
jedem Bilde scheidet man mit der Ueberzeugung, daß die dargestellten  
Personen überhaupt nur so und nicht anders sein könnten! Das gilt  
auch von dem in unserer heutigen Nummer reproducirten  
Porträt eines Tyroler Landmädchens. Die lebensvolle Treue in der  
Wiedergabe des Gesichts ist ohne Weiteres überzeugend; mehr noch,  
das lebende Modell ist offenbar in seiner tiefsten Wesenheit, seiner  
inneren Natur erfasst und mit virtuoser Technik wiedergegeben.  
Vielleicht nicht durchaus musterhaft im Colorit; hier liegt ja bekann-  
tlich eine Schwäche des sonst so bewunderten Meisters, der, genau ge-  
nommen, nur über eine beschränkte Palette verfügt; aber die Frische  
und lebenswürdige Charakteristik, verbunden mit reinsten gegenständ-  
licher Wahrheit, würde uns auch vor dem Farbenbilde mit Entzücken  
erfüllen, uns die tiefste Bewunderung abnötigen. 3.

Socialistische Vorträge. Originalgemälde von Hugo Kauff-  
mann. Der bekannte Münchner Genremaler, welcher die Vagabonden  
und die Spielsbürger zu Lieblingsgegenständen seiner Kunst gewählt  
hat, schilderte hier mit jener treffenden Schärfe der Charakteristik,  
welche ihn auszeichnet, eine moderne Species des Vagabondenthums  
in der Ausübung seiner Thätigkeit. Es ist die Gattung der social-  
istischen Reiseprediger, welche er hier in seiner wahrhaft typischen  
Gestalt veranschaulicht. Die Apostel, welche muthig unter die Heiden  
gehen, um eine neue Lehre zu verbreiten, setzen sich jeberzeit der  
Gefahr aus, mit dem Vortrage derselben zu kommen. In solchen Fällen  
haben die alten Glaubensboten oft genug ihren frommen Eifer mit  
martervollem Tode gebüßt, durch welchen sie dann freilich die Storie  
des Paradieses und den Ruhm des Heiligen erwarben. Die social-  
istischen Apostel von heute, zumal die von der Sorte des hier  
dargestellten, sehen sich auch im schlimmsten Falle einem weniger  
tragischen Märtyrertum aus. Dasjenige, welches diesem bevorzuziehen  
scheint, dürfte sich auf ein einfaches Hin ausgeworfen werden beschränken.  
Denn daß auch er hier an den Unrechten gekommen ist, darüber läßt  
uns der Ausdruck und der ganze Habitus seines Hauptzuhörers kaum  
in Zweifel. Süddeutsche Gastwirthe von solcher Leiblichkeit, wie der,  
an dessen Tisch der Reiseprediger, von der Wanderung ausruhend,  
seine Vorträge hält, pflegen für das Evangelium von der brüderlichen  
Gemeinsamkeit und pflichtgemäßen Theilung aller Erdengüter kein  
besseres Verständnis zu besitzen und zu beweisen, als unsere Herren  
Banquiers und reichen Rentner. Die neue frohe Botschaft, welche  
der Gast mit dem leichten Gepäck hier vorträgt, findet schlechterdings  
keinen Anklang bei jenem. Einen etwas sympathischeren Boden finden  
die von dem Redner ausgestreuten Keime anscheinend bei dem weniger  
vom Glück gezeigten Hörer, welcher hinter dem bäuerlichen Wirth  
steht, die Hände auf den Rücken gelegt und mit ernster Aufmerksam-  
keit den Worten des reisenden Mannes lauscht, wenn ihm dessen Per-  
sönlichkeit auch schwerlich besonders imponiren mag. Ein jüngerer  
munterer Bursh, eine schmucke Dirne und ein alter Bauer vervoll-  
ständigen das Auditorium der Ungläubigen. Der Prediger wird hier  
in den Wind gesprochen und seine Mühe verloren haben. Sollte er  
gar die Theorie von der Gemeinsamkeit der Güter hier praktisch an-  
zuwenden versuchen und z. B. seine Gasse nicht bezahlen wollen, so  
würde er sicher die kräftigsten Beweise auf seinem Rücken erhalten,  
daß „das Jahrhundert seinem Ideal nicht reif“ sei. L. P.

Die Mode.

Motto: „Wenn ich ein Vöglein wär.“

Wie oft mögen meine jungen Freundinnen diese Worte sehn-  
süchtig vor sich hin gemurmelt oder gesungen haben, ohne zu ahnen,  
daß die Erfüllung dieses Wunsches ihnen von der mächtigen Göttin  
„Mode“ gewährt werden würde! — Doch ist es geschehen! Darf  
danach nun wol noch gezweifelt werden, daß dem Scepter der hohen  
Gebieterin nicht bloß der äußere Mensch, sondern auch das unsichtbare  
Gebiet heimlicher Herzenswünsche unterliegt? Auch der hartnäckigste  
Zweifer dürfte durch einen Blick auf unsere heutigen Masken-Costüm-  
bilder widerlegt und eines Besseren überführt werden. Noch mehr:  
er wird diesen Costümen sogar die Prädicate einfach, anmuthig,  
fleischsam nicht verjagen können. Und wie selten lassen sich doch  
diese Vorzüge mit Maskencostümen vereinen! Deshalb seien die hier  
gegebenen Vorlagen der heiteren, fröhlichen Jugend auch bestens em-  
pfohlen. Bei einmal an-  
gereger Phantasie und  
erfüllt von den bevor-  
stehenden Freuden der  
Faschingszeit dürfte übri-  
gens manches erfindungs-  
reiche Köpfchen aus diesen  
Motiven noch zahlreiche  
ähnliche Combinationen  
entwickeln. Dem „Früh-  
ling“ (s. Colorirtes Mas-  
kenbild u. S. 16) ließen  
sich die anderen Jahres-  
zeiten ebenso wirkungs-  
voll hinzufügen und den  
Seglern der Lüfte, „Brief-  
taube“ (Abb. 1) und  
„Schwalbe“ (Abb. 2)  
würden sich ohne große  
Mühe noch andere An-  
gehörige der „Gesiederten  
Welt“ zugesellen lassen.  
Für die Herstellung jener  
beiden Vogelcostüme em-  
pfehlen sich übrigens  
leichte weiche Stoffe; wei-  
ßer surah oder foulard  
für die Taube, silbergraue  
die Stoffe des Schwal-  
bencostüms. Die Spitzen  
der Flügel müssen am  
Außenrande mit Draht  
unterlegt werden, um  
die erforderliche Consi-  
stenz und Biegung zu  
erlangen. Die Pfeile



1.



2.

Mollire-Garnitur bald groß, bald klein, lang und kurz, schmal und  
breit, sehr gebauht und flach, mit Schöß- und Kragenanlag, mit  
und ohne Stehragen und noch in zahllosen anderen Varianten ge-  
formt und auf dem Modebazar eingeführt hat. Eine ganz besonders  
hübsche Novität davon stellt die Abb. 3 dar. Weisse, mit weissen  
Gehilkeputzen durch-  
webte Seidengaze, die  
wie mit Schneeflocken  
überfreut erscheint, bil-  
det das zarte, duftige  
Material zu dem höchst  
kleidsamen Fichu, das  
im Uebrigen mit Füll-  
spitze, schmalem, zu  
rosettenartigen Schlei-  
fen geordnetem Band  
aus reps ottoman,  
Wachspieren, Gehilke-  
quästchen u. A. m.  
ausgestattet ist und  
kurze, bauchige Schöß-  
theile bildend, auf den  
Hüften befestigt wird.  
Während derartige Fi-  
chu die Vervollständi-  
gung eleganter Toi-  
letten mit hohen ge-  
schlossenen Taillen bil-  
den, findet eine ähnl-  
iche Art bereits ihre  
Zugehörigkeit zur de-  
colletirten Taille, die



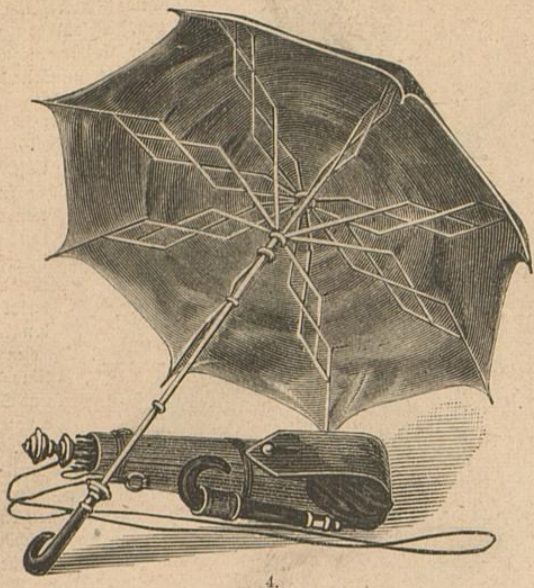
3.

uns für die Ball- und Gesellschaftstoiletten anweist. Selbst-  
ständig schließt hier der laköhalliche Garniturreiz mit dem Aus-  
schnitt der Taille ab und setzt sich, der Form desselben entsprechend,  
bis zu den Achseln fort, daselbst auf einer Seite mit einer Schleife,  
auf der anderen mit einem Blüthenzweig abschließend; auch Agraffen  
können auf der Schulter seinen Abschluß bilden, wenn Schleifen oder  
Blumen vermieden werden sollen. In Folge Beliebtheit der de-  
colletirten Taillen sollen nach einer Pariser Mittheilung auch die Haar-  
frisuren einer Ueberänderung unterzogen werden, denn die Gehege der  
Schönheit verbieten die lange, ununterbrochene Nacken- und Halslinie  
bis zum Hinterhaupt hinauf. Deshalb hofft man, wieder zu gra-  
ziosen Locken-Arrangements, die theils den Hinterkopf bis zum Nacken-  
ansatz bedecken, theils darüber hinaus frei herabwallen, zurückzuführen.  
Bestimmtes hierüber erfahren unsere Leserinnen durch Abbildungen  
neuer Frisuren in der technischen Nummer des Bazar. Ich kann hier  
nur von den Resultaten des haarkünstler-Congresses sprechen, der sich  
ebenfalls sehr zu Gunsten mannigfaltiger Schmuckobjecte aus Schilb-  
patt entschieden hat. Den Vorzug gibt er dem soall blond, einem  
hellen, gleichmäßig gefärbten Schilbputt ohne jegliche Flecken und  
Zeichnung, aus welchem in echtem wie in imitirtem Material  
lange und kurze Nabeln mit Kugeltopf, mit Duerballen, mit Huf-  
eisen, Halbmond, Sternen und anderen phantastischen Verzierungen  
gefertigt werden. Weiter existiren darin Kämmen und befnbare  
Spangen für das Haar, unter denen die Façon „Fedora“ den  
Vorrang hat. Um auch des eigentlichen Schmuckes, der die Toilette  
hebt und belebt, nicht zu vergessen, sei hier der jetzt so beliebten  
Füllgranarbeit anerkennend gedacht. Daß diese Perle der Gold-  
schmiedekunst ihre Heimath in Venedig und Rom hat und dauernd  
behält, ist wol allbekannt, wie auch, daß die venetianische und römische  
Füllgranarbeit sich in gleichem Ansehen und gleichem künstlerischen Werth  
behauptet. Neuerdings aber ist ihr eine Concurrnz erschaffen durch  
die Einführung der schwedischen Füllgranarbeit, die, wenn auch nur  
in Silberfaden, nicht minder schön und künstlerisch bezüglich der  
Ausführung ist, überbietet auch durch die nationale Eigenart der  
Arbeit Reiz gewinnt. Colliers, Brochen, Agraffen, Haarnabeln in  
Silberfällgran sind Schmuckgegenstände für junge Mädchen geeignet,  
denen es nicht immer ansteht, kostbare Schmuckstücke anzulegen; über-  
dies hat die Mode gerade das Silber so sehr in den Vordergrund  
gehoben, daß auch sonst noch allerlei hübsche Gegenstände Erwähnung  
verdienen. Aus matten Silber z. B. Edelweissblüthen, aus facettirt  
geschliffenem Silber brillirende Insecten, Schmetterlinge, Glücksspinnen,  
aus orybirtem Silber und aus römischen Münzen Colliers und Arm-  
bänder, Brochen und Nabeln. Im Gegensatz hierzu stehen die schwarzen  
Schmuckgegenstände aus Jet, der freilich meist nur zur Trauer oder  
zu eleganten schwarzen Toiletten Verwendung findet. Zu ersterer lie-  
fert die Mode jetzt die Fetartikel ganz stumpf, ohne jeglichen Glanz  
und ohne Politur. Es ist nicht zu behaupten, daß der Schmuck in  
dieser Herstellungsart schön wäre; indessen — die Mode!

Abb. 4 präsentirt einen Schirm, den man, um gegen alle

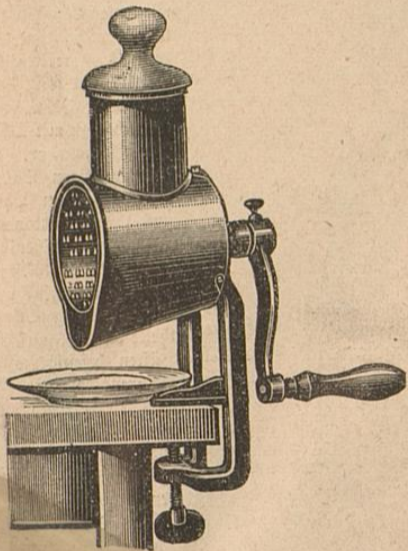


Eventualitäten geschützt zu sein, sehr bequem in der Tasche mit sich führen kann. Seine mechanische Vorrichtung ist derartig, daß der Schirm sich ineinander schiebt, die Innenstäbe aber unter der Be-



Kleidung sich kreuzweise übereinander legen und somit auch der Stoff sich eng zusammenfaltet. Aufbehalten wird der Schirm, welchen die Abb. halb entfaltet darstellt, in einem etwa 17 Cent. langen Leberfuttural. Bezugsquelle für den Schirm: Modebazar Gerson, für Schmuckgegenstände: Sauerwaldt, Leipzigerstr. 21, für Rämme, Nadeln, Lohse, Jägerstr. 46, für Fäden und Taillengarnituren: C. Leberer, Unter den Linden 19.

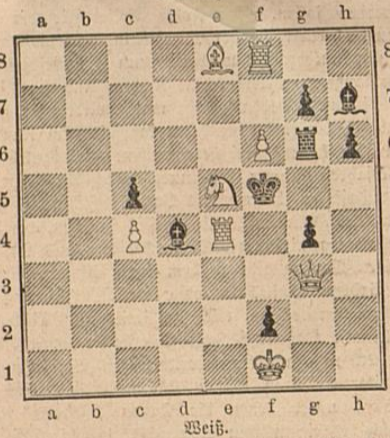
Wirtschaftsplaudereien.



Reibmaschine. Dieser nützliche Apparat, der außer Mandeln auch Semmel und Zucker, sowie ölige und saftige Nahrungsmittel reibt, ist so konstruirt, daß das rotirende, fein gestemmte Reibblech sich — auch beim Zerkleinern fettiger Stoffe — nicht verstopft und daher unangeseht fortarbeiten kann. Der Apparat ist im Magazin des königlichen Hoflieferanten C. G. H. n. Berlin SW., Leipzigerstr. 88, vorrätig und kostet 5 Mk. incl. Verpackung.

Schach.

Aufgabe Nr. 119. Von C. B. Coof. Schwarz.



Weiß sieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

- 1. ... 2. d4 - d5 oder g4 - g5 matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 117 Seite 368 von 1883.

- 1. Te6 - a6. 1. Beliebig oder e5 - e4. 2. D. T. S. oder d3 n. e4 matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 118 Seite 384 von 1883.

- 1. D b3 - c3. 1. L c8 n. e6 f. 2. d4 - d5 matt. A. 1. ... 1. K f6 n. e6. 2. D c3 - c6 matt.

Schach- und Spiel-Correspondenz.

Richtige Lösungen der Aufgaben, Räthsel und Rebus erhalten von den Damen Klottke Brill, Ida Vertelheim, Irene Bügler, Gabrielle Friedmann, Marie Kanzer, Albertine Verlich, Carla L. Bondy, Ida Taubner, M. P. in Blasewitz, Anna Delene in Genthin, Irene v. Kürzer, Ida Stauder, A. L. in Tolina, Abonnentin in Woinowitz und den Herren D. Reize, M. von Geldern, John Werner, Albert Opler, Jean Maria Franz, Carl Durr, F. Paulsen, Ainerich Lemel und Freunde, Hugo Bloch, Fr. S. Schachtel.

Schachliteratur. Sammlung leichterer Schachaufgaben, herausgegeben von Jean Dufresne. Zweiter Theil. Verlag von Ph. Neclan in Leipzig. Preis 0,4 Mark, elegant gebunden 0,8 Mk. Der zweite Theil bildet Ergänzung und Abschluß des ersten, den wir bereits beurtheilt haben. Für denselben haben dem Herausgeber die ausgezeichneten deutschen Problemcomponisten Prof. Johann Berger in Graz, Fr. Dubbe in Rostock, Max Kürschner in Nürnberg, Hermann Lehner in Wien, Nabebaum in Dessin, Fr. Schröder in Bamberg eine Auswahl ihrer besten Leistungen zur Verfügung gestellt. Außer diesen findet man darin die schönsten und originellsten Probleme, durchschnittlich nicht allzu schwieriger Art, die während der letzten zehn Jahre erschienen sind. Die Einleitungen geben Auskunft über die Regeln der Problemcomposition, sowie historische Uebersichten und Beispiele. Das vorliegende Büchlein enthält 100 zweizügige, 130 dreizügige, 58 vierzügige, 4 bedingte Aufgaben, 14 Selbstmatt und 18 Studien.

Wir empfehlen beide Sammlungen unseren Schachfreunden und Schachfreunden als eine Quelle angenehmer und lehrreicher Unterhaltung für lange Winterabende.

Im Anschluß hieran bringen wir wiederholt ein von Theodor Brand in Sonneberg erdachtes und in Buchform vorliegendes Schachspiel in Erinnerung. Dieses „Buchschach“, gleich geeignet für das Haus wie für die Wiese, ist zum Zusammenklappen mit gefälligen, aus imitirtem Eisenblech gedrehten Figuren, welche beim Spielen in dem Schachbrette festgeklemmt werden. Den Rücken des Buchschachs bildet ein Notizbrett mit Bleistift. Im inneren Rande des aufgeschlagenen Buches befinden sich die Buchstaben A bis H und Jiffern 1 bis 8 zur Bezeichnung der Felder.

Beschreibung des colorirten Stahlstich-Maskenbildes vom 1. Januar 1884.

Fig. 1. April. Der Rock dieses Kleides aus grüner Faulle ist am unteren Rande von einer 6 Cent. breiten, a plissé gefalteten Frisur begrenzt; außerdem ist derselbe gemäß der Abb. streifenartig mit Guirlanden von Veilchen, Gänse- und Schlüsselblumen, sowie mit einer Schleife von Atlasband verziert. Die in Falten geordnete Tunika ist aus Seidengaze gefertigt, während Faltheile von gleichem Stoff die Taille aus Faulle garniren; letztere wird mit einem breiten aus Atlasband hergestellten Gürtel, dem ein A aus Goldblüthe aufliegt, geschlossen. Guirlanden von Veilchen, Gänse- und Schlüsselblumen, welche einem Tüllfand aufgenäht sind, sowie ein Stehragen von schwarzem Sammet vervollständigen die Taille. Der Hut aus Strohgeflecht ist mit Band, Blumen, sowie dem Symbol des Frühlings, einer Schwalbe, geschmückt. Die Sternbilder des Monats April sind auf dem Kleide und dem Fächer angebracht.

Fig. 2. Feuerwehr. Der nach Abb. mit in Baden ausgeschütteten Bolans und einer faltigen Tunika ausgestattete Rock ist aus rothem Seidenstoff, die Schöße aus blauem Kaschmir hergestellt und mit einer Einfassung, sowie mit einem Vagheit von rothem Atlas versehen; letzterer ist mit einem gefalteten Theil von crepe-lisse begrenzt. Zum Schließen der Taille dienen silberne Knöpfe und ein Gürtel mit kleinen silbernen Schnallen. Helm aus Pappe, mit einem Kreuz versehen, und Rettungs-Utenzilien vervollständigen den Anzug.

Fig. 3. Rudersport. Der in Ratten ausgeschüttete Rock aus blauem Atlas läßt ein mit schmalen Frisuren garnirtes Unterleid von weißem Wollseiden und wird durch eine in Falten geordnete Tunika aus Spitzenstoff vervollständigt. Die Taille aus weißem Atlas ist mit einem Zweig Wasserrosen verziert. Röhren aus weißem und blauem Atlas; um den Hals ein blaues Band. Ein aus Pappe hergestelltes Ruderschild bildet das Emblem dieses Anzugs.

Fig. 4. Altdeutsches Schänkermädchen. Der Rock aus roth Atlas ist am unteren Rande mit breitem und schmalen, schwarzen Sammetband garnirt. Das Wieder aus schwarzem Sammet läßt ein Hüfengürtchen aus Batist und Siderei sehen. Aus gleichem Batist ist die durch eine altdeutsche Schlüsselkette gefasste Schürze, sowie die Haube hergestellt; letztere wird nach Abb. mit roth Atlasband verziert. Altdeutscher Schmutz, Kanne und Becher dienen zur Vervollständigung des Maskenanzugs.

Auflösung des Räthfels Seite 384. Zeitraum.

Correspondenz.

Paul Moser's Notizkalender, zugleich als Schreibunterlage, erschien für 1884 wieder in derselben Reichhaltigkeit, praktischer Nützlichkeit und eleganter Ausstattung, die ihn schon in früheren Jahren ausgezeichnet und ihm so weite Verbreitung sicherten. Moser's Notizkalender bewährt sich in der That als ein unentbehrliches Haus- und Büchsbuch nicht nur für Comptoir und Bureau, auch für die Frauenvwelt. Außer dem eigentlichen Kalenderium mit splendidem Raum für das Einzeichnen von Notizen, Familien-Gedenkbüchern, tägliche Einnahme und Ausgabe u. s. w. enthält er Alles für den Lokal- wie den Weltverkehr Wissenswerthe und gibt darüber zuverlässige Auskunft. Eine gute Eisenbahnkarte von Mittel-Europa wird unter seinen Beilagen besonders willkommen sein. Dieser praktische Kalender ist vom Berliner lithograph. Institut, Potsdamerstr. 110, für den Preis von 2 Mark zu beziehen.

Toilette, Mode, Handarbeit. C. D. G. in Lissabon. Zum xten Male. Um ein Dessin (Papierzeichnung) auf Stoff zu übertragen, durchsicht man die aufgezeichneten Contouren in kleinen Zwischenträumen mit einer starken Nadel, befestigt sodann das durchstochene Dessin auf dem Stoff, so daß die raue Seite der Löcher nach Außen gekehrt ist und überstreicht die durchstochenen Linien mehrmals mit pulverisirter Kreide aus einem Mulsfäcken. (Weißen Stoffen nimmt man hierzu anstatt der Kreide pulverisirte Lindenholzkohle.) Die alsdann auf dem Stoff in Punkten erscheinenden Contouren zieht man vermittelst eines feinen Pinsels mit Weißweiß und aufgelöstem Gummi-arabicum (für dunkle Stoffe) oder aufgelöstem Wachblau und Ochsengalle oder Gummi-arabicum (bei hellen Stoffen) nach, damit die Zeichnung klar hervortritt. — 3. in B. Neue Schablonen-Farben, welche beim Uebertragen von Dessins sich besonders bewähren, hat L. Wunder in München, Kanalgasse 60/3 l. in den Handel gebracht. Derselben treten auf Sammet, Tuch oder Plüsch gleich klar hervor und verbleiben sich während des Stüdens nicht. — Wini. Die Preise für die von unserer Administration zu beziehenden Papier-Schnittmuster finden Sie unter der Kopfe jeder technischen Nummer. Auf Wunsch und bei Angabe Ihrer Adresse senden wir Ihnen Prospect, betr. Bezeichnung über Maßnahmen für Schnittbestellungen und Schnittmusterpreise ein. — Gemusterte Seidengaze ist zu haben im Mode-Bazar Gerson u. Comp., Berlin, zum Preise von 3 Mark pro Meter. Gemusterten Mull pro Meter 1.45, gemusterte Seidengaze pro Meter 2.50 hält H. Vissauer, Berlin, Jägerstr. 24, vorrätig. — Mathilde 18 in W. In Wien kennen wir eine derartige Fabrik nicht, in Berlin empfehlen wir Ihnen Frau Schwan-Franz, W., Mauersfr. 35. — M. B. in C. Die gewünschte Erklärung zu Flet-Guipure-Besitz können wir in diesem Falle nicht geben; Ihr Gesuch muß das Nichtigste treffen. — A. B., Gleina. In der Färberei und Präparatist von W. Spindler, Berlin C., Wallstr. 12, können Sie das gewünschte Dessin unter der Bezeichnung: „Brennmeister Nr. 75“ preislos lassen. — N. N., Trieste. Wenn neue Wäsche nicht in Gebrauch kommen soll, so empfiehlt es sich, dieselbe ungewaschen und zusammengerollt aufzubewahren.

Kosmetik und Gesundheitspflege. Angelica. Sie wünschen einen Ersatz für Haarpomaden? In England und America ist, wie Sie ganz richtig bemerken, der Gebrauch von Haaröl und Pomaden ein relativ schwacher, dafür aber braucht man, was Sie nicht wissen werden, in großen Mengen das sogenannte „Limo juice“ oder Glycerine. Diese Mischung wird nicht so leicht ranzig als fettes Öl. Gewöhnlich nimmt man der Kürze halber ein mit Citronenöl parfümirtes Kaltwasserliniment etwa nach folgender Formel: 1 Theil weißes Wachs, 20 Theile süßes Mandelöl, 2 Theile Glycerin, 22 Theile Kaltwasser, 1/2 Theil Citronenöl. Das Wachs ist in dem gelinde erwärmten Mandelöl aufzulösen und mit dem Uebrigen sorgfältig zu mischen. Diese Mischung gibt ein gutes Präparat und wird auch sehr oft gefertigt; doch tritt bald eine Gährung auf, so daß entweder der Stöpsel aus der Flasche getrieben oder die Flasche zertrümmert wird. Nachstehende Mischung, welche allerdings nicht den Namen „Limo juice“ verdient, da sie kein Kaltwasser enthält, dürfte allen Anforderungen genügen

Scherz-Rebus.



und hat den Vorzug, daß sie haltbarer ist: 15 Gramm weißes Wachs werden in 240 Gramm fettem Mandelöl bei mäßiger Wärme aufgelöst, sodann setzt man 30 Gramm Glycerin und 2 Gramm Citronensäure, welche zuvor in 90 Gramm Rosenwasser, 15 Gramm Spirit, 7,5 Gramm Citronenöl und 4 Tropfen Bittermandelöl gelöst wurden, hinzu. Man mischt unter tüchtigem Schütteln, so daß eine weiße Emulsion entsteht. — Unglückliche Frau. Dreifelder Weist ist ein neuerdings beliebt gewordenes, weichenähnlich riechendes Taschentuch-Parfüm, welches auch, auf eine warme Platte getropft, zur Parfümierung der Zimmerluft verwendet werden kann, bereitet man wie folgt: 230 Gramm geschüttelte Florentiner Veilchenwurzel und 0,15 Gramm Moschus werden mit 2000 Gramm feinstem Weinspirit an einem lauwarmen Orte unter öfterem Umschütteln der Flasche 10 Tage lang stehen gelassen. Die Flasche wird mit Pergamentpapier verbunden, in welches mittelst einer Stecknadel einige Luftlöcher eingestochen werden. In einer anderen Flasche werden 70 Tropfen Citronenöl, 60 Tropfen Rosenöl, 70 Tropfen Neroli-Bigarrade-Öl und 10 Tropfen Himbeeräther mit 300 Gramm Weinspirit gemischt und ebenfalls 10 Tage digerirt. Dann preßt man den Veilchenwurzelzusaß gut ab, vermischt ihn mit der Lösung der übrigen Oele, läßt an einem kühlen Orte abziehen und filtrirt das Parfüm.

Haushalt und Küche. Fr. v. St. in N. Von allen bekannten Kaffeemaschinen bleibt die Wiener immer noch die beste. Die Verbesserungen, welche dieselbe in den letzten Jahren erfahren, beschränken, soviel uns bekannt, die kleinen von Ihnen bezeichneten Mischkäse. Wenden Sie sich gefälligst an das Magazin des Hoflieferanten C. G. H. n., Berlin, Leipzigerstr. 88, ebenbürtig bezüglich der von letzterem auf die Englische-Ausstellung gebrachten Würzelmöbel. — S. in A. Cayenne-Pfeffer und Paprika sind nicht identisch. Erstgenannte Frucht ist viel kleiner und härter als die Paprikafrüchte, letztere werden in vielen Spielarten gezogen; als feinste Sorte gilt der Rosenpaprika. Cayennepfeffer stammt von Capsicum baccatum, Paprika von Capsicum annuum, zu den Nachtschattengewächsen gehörende Pflanzen; beide haben dasselbe scharfe Princip, Capsicin genannt. — Das polnische Nationalgericht Borsocz oder Borschtsch wird nach „Weber's Universallexikon der Kochkunst“ wie folgt, bereitet: Etwa 2-2 1/2 Kilogramm fettes Rindfleisch kocht man mit reichlichem Wasser, Salz, Pfeffer und Gewürz, Karren, Lorbeerblättern, einigen Gewürznelken und einem Löffel voll Majoran. Zu gleicher Zeit schneidet man eine Anzahl rote Rüben, zwei Zwiebeln, zwei Petersilienwurzeln und etwas Porree klein, theilt auch einen Kopf Weichkohl oder Weißkraut in acht Theile und schmort dies eine Zeit lang in Butter, worauf man es zu dem Fleisch thut und damit kochen läßt. Inzwischen hat man eine Ente in Butter gebraten und thut auch diese sammt der Sauce zu dem Rindfleisch, mit dem man sie noch 1 Stunde kocht; zuletzt wird die Suppe noch mit etwa 1/4 Liter saurem Rahm, etwas feingehacktem Till und Petersilie abgemischt. Man schneidet nun das Rindfleisch und die Ente zum Theil oder ganz in eine Terrine, schneidet auch Bratwürstchen dazu und gibt die Suppe durch ein Sieb darüber ab. Dieses polnische Nationalgericht hat sich auch in Rußland völlig eingebürgert und ist wegen seines kräftigen Wohlgeschmacks sehr beliebt. — Das in der emallirten Casserolle aufgekochte und sofort abgeseiht Doh ist ungesund, das Doh aber, welches über Nacht darin stehen bleibt, die Farbe verändert und die Emalle angegriffen hat, ist zu verwerfen, wahrscheinlich ist es bleihaltig geworden. — Es ist ein Vorurtheil, daß mit Anilinfarben gefärbte Stoffe gesundheitsschädlich sind, aber wol können solche Stoffe doch mitunter gefährlich werden, wenn die zu ihrer Befestigung benutzten Weizen (Arsenit- und Antimonialze) nicht gehörig wieder durch Waschen u. s. w. entfernt werden. — N. N. in W. Bei den Anforderungen, die man heute an „gute Biere“ stellt, müßten Sie wol vor dem Bierbrauen nach Bäckereirecepten zurückschrecken. Das Hausbier, welches man in früheren Zeiten im Haushalte darstellte, mündet der jetzigen Generation nicht mehr, und selbst dieses einfache Bier herzustellen verlangt Uebung, das sagt schon das Sprichwort: „Baden und Brauen geräth nicht immer.“ Das Brauen guter Biere will praktisch erlernt sein und erfordert theure Braueinrichtungen. — Mit Vergnügen drucken wir ein von „Fran C. F. in B.“ eingehendes Recept in Berlin zu Sauce Bernaise ab: Sechs bis acht Chalotten hackt man möglichst fein. — Thut sie dann in ein'ge Eßig ein; — Dieses wird nun eine halbe Stunde erhitzt. — Ueber kleinem Feuer, wie man sagt, „geschwitzt.“ — Und die Brühe, die entstand nach dieser Zeit, — Durch ein Sieb geseiht. — — Darauf rühre man in einem Casseroll, — Das auf einem Wasserbade stehen soll, — Sechs Eidotter, Butter 150 Gramm, — Pfeffer, Salz, Muskatnusspulver gut zuwachen. — Gieße auch zwei Overtassen voll alsdann — Gute Fleischbrühe an. — Würzt man drauf die Sauce mit dem Chalottenast. — Gibt ihr mit Citronensaft pikante Kraft. — Wabst vor'm Kochen sie (beim sonst gerinnet die Sauce). — Ist sie fertig dann und schmeckt gewiß famos; — Ist zu seinen Fischen aller Arten Brauch — Und bei Beefsteak auch.

Verschiedenes. „Schmetterling.“ Die Personalverhältnisse des Marquis sind uns gänzlich unbekannt. — Dichterin in N. Theater-Agentur von Ensch in Berlin NW., Mittelstr. 25. Reichsrechtsschülerin in Potsdam u. A. 1. 1) Manuels Angabe Ihrer Postadresse müssen wir Ihnen und den übrigen geehrten Interessenten für das Reichswaisenhaus auf diesem Wege mittheilen, daß wir eine Sammelstelle für alte Handbücher, Kan- de-Cologne-Flaschen, Stanniolhälften u. s. w. nicht etabliert haben. Die uns bislang aus Abonnementkreisen zugegangenen Gegenstände haben wir einem strebsamen Reichsrechtmeister, Herrn stud. theol. Thiele in Tempelhof bei Berlin, Neue Str. 8, übergeben, welcher eine Sammelstelle im väterlichen Hause errichtet hat und Sendungen von Natural-Beiträgen gern entgegennimmt. 2) Nach Nr. 28 des Verbands-Organs „Deutsche Reichsrechtsschüler“ hat der Gesamtfond die Höhe von 201,985 Mark 78 Pf. erreicht. Genanntes Journal erscheint in Regensburg und kostet vierteljährlich 1 Mark. — Vera. Die Räthsel kann Niemand lösen. — N. v. L. Als bedeutame Feigbabe empfehlen wir das geistvolle Buch von Julius Duboc: „Psychologie der Liebe“ 2. Aufl. 1880. — Pärtliche Mutter. Ihren Wünschen dürfte ein eben erschienenenes „Bilderbuch zur Entwicklung des Farbeninnes für Kinder von 1-5 Jahren: Der bunte Hans“ von Dr. med. F. Taub (Leipzig, C. Reißner) entsprechen. — Ihrem Paul bescheiden Sie: D. Höder: „Unter dem Joch der Ehen.“ (Leipzig, F. Sirt u. Sohn.) Es wird ihn freuen.

Novität für den Fasching.

Soeben erschienen in unserem Verlage:

Masken-Costüme.

18 Tafeln in Folio-Format, theils ff. colorirt, theils in Schwarzdruck, mit ca. 80 Abbildungen von

Damen- und Kinder-Costümen

für Maskenbälle und Privatfestlichkeiten.

2. vermehrte Auflage mit Textbeilage.

In eleg. farbiger Mappe.

Preis 4 Mark = 2 fl. 40 kr. Oe. W.

Diese im „Bazar“ erschienenen und sorgsam zusammengestellten Costümbilder bieten der Damenwelt eine Fülle anmuthiger Modelle für jede Altersstufe, welche mit geringen Kosten nachgebildet werden können und begegnen somit einem Bedürfniss weiterer Kreise, wie wir aus zahlreichen Nachfragen entnehmen konnten.

Die „Masken-Costüme“ können durch alle Buchhandlungen, welche Abonnements auf den „Bazar“ annehmen, bezogen werden. Nach Orten ohne Buchhandlung oder auf besonderen Wunsch versenden wir auch gegen Einsendung von M. A. 50 = 2 fl. 65 kr. Oe. W. (incl. Porto) direct an Abonnenten.

Bazar-Actien-Gesellschaft, Berlin.